This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

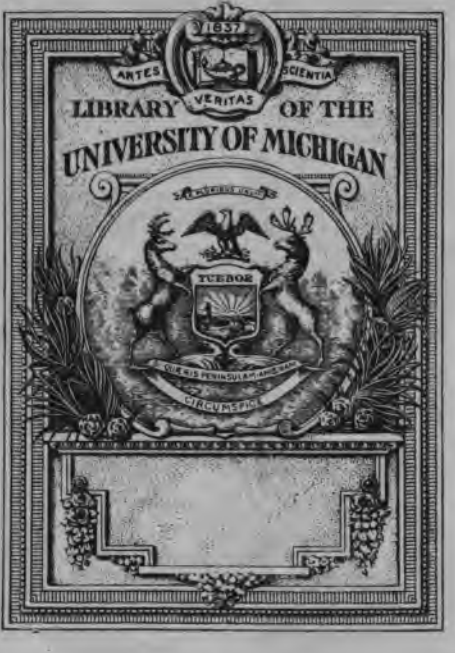
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

828
C28Ch0
W64

B 955,765

Wiecki, Carlyle's Heldem- Emersons Repräsentanten


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

C 286 h
W 64

Carlyle's „Helden"

und

Emerson's „Repräsentanten".

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

philosophischen Fakultät der Königlichen Albertus-Universität

zu Königsberg i. Pr.

vorgelegt und nebst den beigefügten Thesen

am Mittwoch den 4. Februar 1903, vormittags 12 Uhr

öffentlich verteidigt

von

Ernst von Wiecki.

Opponenten:

Herr Erich Deutschendorff, cand. phil.

Herr Wilhelm Oberüber, cand. d. höh. Schulamts.

Königsberg i. Pr.
Buchdruckerei von R. Leupold.
1903.

Seinen lieben Eltern

und

Frau Luise Kaeber

in dankbarer Verehrung.

144681

Einleitung.

Nicht allein der Brite sollte den Namen Carlyle stets mit Ehrfurcht und Dankbarkeit aussprechen, auch der Deutsche hat vollauf Grund, diesem Manne hohe Anerkennung zu zollen, um so mehr, als dieser Denker, mit sicherem Blicke die Bedeutung unserer Klassiker erkennend, als einer der ersten Ausländer unsern Schiller und Goethe seinen Landsleuten nahe zu bringen suchte. Schon seine ersten schriftstellerischen Versuche galten, der neueren deutschen Literatur Eingang[1]) in England zu verschaffen: 1823/24 erschien sein Life of Friedrich Schiller, 1824 seine Uebersetzung: Wilhelm Meister's Apprenticeship. Stets hat Carlyle den Deutschen eine warme und ehrliche Sympathie entgegengebracht, und sein Briefwechsel mit Goethe zeugt von einer gradezu glühenden Verehrung unseres Dichters. Aber nicht allein unsern grossen Dichtern der Neuzeit widmete Carlyle ein liebevolles, eingehendes Studium, auch unserm grossen Preussenkönig hat er in seiner Geschichte Friedrichs des Grossen — History of Frederick II — ein Denkmal gesetzt; ein mühevolles, langjähriges Studium ist in dem Werke niedergelegt (1858—65). Treitschke nennt Carlyle (im 3. Bande seiner Deutschen Geschichte des XIX. Jahrhunderts, pag. 685) „den einzigen Briten, der Deutschland ganz verstanden habe". Beiläufig sei erwähnt, dass Carlyle 70/71 frei und ohne Rückhalt Partei für Deutschland ergriff.

1) Ein Buch, das trefflich Carlyle's Tätigkeit auf diesem Felde zeichnet, ist Wilhelm Streuli, Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Literatur und deutschen Geistes. Zürich 1895.

Thomas Carlyle (geboren am 4. Dezember 1795 im Dorfe Ecclefechan in Schottland) hatte schon seine schriftstellerische Tätigkeit begonnen, als 1833 der um acht Jahre jüngere Amerikaner Ralph Waldo Emerson zu dem schottischen Denker in nähere Beziehung trat. Emerson war am 25. Mai 1803 in Boston geboren, hatte Theologie studiert und war Geistlicher an einer freisinnigen Kirche seiner Heimatstadt geworden. Allein da er gegen den Abendmahlsritus entschieden Front machte, sah er sich zur Aufgabe seiner Stellung gezwungen, und machte sich, seine unfreiwillige Musse nutzend, nach England auf Reisen. Neben Wordsworth und Coleridge war es hauptsächlich Thomas Carlyle, der ihn anzog. Die geistige Verwandtschaft half schnell das Freundschaftsband knüpfen, und unverbrüchlich sollte es die beiden im Grunde doch verschiedenen Männer bis zum Tode an einander fesseln. Josef Forster berichtet in seinem Buche: Four Great Teachers, wie hoch Carlyle diesen Freundschaftsbund schätzte: „Words cannot tell, how I prize the old friendship formed here on Craigenputtock Hill or how deeply I have felt in all he has written the same aspiring intelligence which shone about us when he came as a young man, and left with us a memory always cherished." Auch Emerson schätzte die Freundschaft Carlyles hoch und trug nicht wenig dazu bei, die düstere, ernste Seele Carlyles durch seine ruhige, fröhliche, optimistische Charakteranlage mit Mut und Hoffnung für die Zukunft zu erfüllen; hatte Carlyle, entmutigt durch lange Verkennung, sich doch schon mit dem Gedanken getragen, seinem Schriftstellerberuf auf ewig zu entsagen. 1841 veröffentlichte Emerson seine erste Reihe von Essays, denen 1844 die zweite folgte. Carlyle hatte der ersten sogar eine Vorrede gewidmet. Beide Werke erregten Aufsehen und wurden auch in England viel gelesen. Die Folge war, dass Emerson Einladungen erhielt,[1]) in England Vor-

1) Besonders wurde er dazu von seinem Freunde Alexander Ireland aufgefordert (vgl. Garnett, Life of R. W. Emerson, London 1888 pag. 135 f.)

träge zu halten. Er folgte diesen Aufforderungen und machte im Jahre 1847 eine zweite Reise von Amerika nach England, wo er Vorlesungen auch über „Representative Men“ in London, Manchester und Edinburg hielt. 1872 war er zum letzten Male in England, und im folgenden Jahre waren die Freunde zum letzten Male zusammen. Der bisher von ihnen so rege geführte Briefwechsel schlief allmählich ein: sie waren beide alt geworden. Carlyle starb 1881 im Alter von 86 Jahren, Emerson folgte ihm im nächsten Jahre, 79jährig. Die 1883 erschienene Correspondence of Carlyle and Emerson 1834—72, 2 Bde., ist für das Studium der beiden Männer sehr wertvoll.

Ein Thema, das beiden Denkern am Herzen gelegen hat, über das sie beide nachgedacht und geschrieben, betrifft die Bedeutung und das Wesen grosser Männer. Carlyle's Werk führt den Titel: „On Heroes, Hero-worship and the Heroic in History“, Emerson's: „Representative Men“.

Sechs Vorträge sind es, in denen Carlyle das Thema behandelt, gehalten zu London im Mai 1840. Schon vorher hatte Carlyle vor einem gewählten Publikum der Londoner Gesellschaft Vorträge gehalten, so 1837 über deutsche Literatur, 1838 über allgemeine Literaturgeschichte von Homer an bis auf Goethe, 1839 über die Revolutionen des modernen Europa; 1841 erschienen die Vorträge „On Heroes“ in Buchform, aber es ist nicht ausser Acht zu lassen, dass sie in bearbeiteter Form gedruckt wurden.

Es erscheint notwendig, und zur Anknüpfung an die nähere Betrachtung der Ideen Carlyle's und Emerson's über das Wesen grosser Männer erforderlich, in grossen Zügen den Gedankengang der beiden Werke zu skizzieren und den Kern herauszuheben.

I. Carlyle's Vorträge:

über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte.

1. Der Held als Gottheit.

Odin, Heidentum, skandinavische Mythologie.

(Dienstag den 5. Mai 1840).

Nach Carlyles Meinung ist die Universalgeschichte, d. h. die Geschichte alles dessen, was der Mensch in dieser Welt gewirkt und zu stande gebracht hat, am letzten Ende die Geschichte der grossen Männer. Sie sind es, die führend und leitend vorangehen, die vorbildlich auf die grosse Masse wirken. Der grosse Mann ist das Licht eines Sternes, dass die Dunkelheit erhellt und das durch des Himmels Gnade leuchtet. Sechs Arten solcher Helden, äusserlich betrachtet einander ganz unähnlich, aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Völkern stammend, sollen hier betrachtet werden und Aufschluss gewähren über verschiedene Fragen. Wer sie richtig erkennt, gewinnt damit zugleich einen Einblick in das tiefinnerste Wesen der Geschichte.

Die Religion ist das Wichtigste, was für den Menschen in Betracht zu ziehen ist, für den einzelnen wie für das Volk. Carlyle versteht unter Religion hier, wie er nachdrücklich hervorhebt, nicht das konfessionelle Glaubensbekenntnis, sondern das, was ein Mensch, vielleicht unbewusst, im tiefsten Herzen für wahr erkennt. So fragt man in bezug auf ein Volk zunächst: Welche Religion hatte es? Waren es Heiden, Christen, Skeptiker u. s. f. Ist diese Frage beantwortet, so ist ein grosser Schritt zur Erkenntnis des Volksgeistes getan, denn die Religion eines Volkes ist es, worauf es bei ihm ankommt.

Die Urform des Heldentums finden wir in der Verehrung des Helden als Gottheit; Odin, den Mittelpunkt des skandinavischen Heidentums, hat Carlyle als ersten Vertreter seiner sechs Klassen gewählt. Viele Denker, so sagt Carlyle, sehen in der heidnischen Religion nur Priesterlug und -trug, Quacksalberei und Lüge, und keinem vernünftigen Menschen sei es eingefallen, an solche Dinge zu glauben. Wieder andere glauben in dem Wesen des Heidentums nur eine Allegorie sehen zu müssen. Gegen beide Theorien wendet sich Carlyle. Zwar gibt es genug Lüge auch in den Religionen, besonders in Zeiten des Verfalls, aber es muss eine tiefe Wahrheit auch im Heidentum liegen, sonst hätten es die Menschen nicht angenommen, denn der Mensch ist überall der geborene Feind der Lüge.

Wenn auch die Hypothese vom Heidentum als allegorischer Fabel, Personifikation und Andeutung dessen, was Poesiebegabte vom Weltenall erkannt und empfunden haben, der Wahrheit näher kommt, so tritt doch Carlyle auch dieser Ansicht aus dem Grunde entgegen, weil eine poetische Spielerei nie eine solche Triebkraft und Lebenskraft in sich schliessen könne. Die heidnische Religion ist zwar eine Allegorie, ein Symbol, aber es ist verkehrt, diese Allegorie als Ursprung und Quelle auszugeben. Indem Carlyle nun die beiden Versuche das Heidentum zu erklären, ausschaltet, stellt er fest, dass eine tiefe Wahrheit und kernige Gesundheit auch im Wesen des Heidentums zu finden ist.

Carlyle erinnert an Plato's Vorstellung von einem Manne, der, an einem dunklen Ort aufgewachsen, plötzlich an die Oberwelt gebracht, den Anblick der aufgehenden Sonne geniesst. Das, was wir mit Gleichgültigkeit geniessen, wäre für ihn ein überwältigendes Wunder und anbetend würde er niederfallen. Für einen solchen Menschen ist die Natur, was sie für den Propheten und Denker immer gewesen ist, übernatürlich. Der Himmel, die Berge, die Flüsse, die Erde, das Meer, der Wind — was ist das alles? so fragt der kindliche Mensch. Im Grunde wissen

wir auch heute nicht, was das alles ist, trotzdem wir gelehrte Vorträge halten über jenes Feuer, das aus der schwarzen Donnerwolke strömt und das wir Elektricität nennen. Weil wir nicht nachdenken, hören wir auf, uns über Naturerscheinungen zu wundern, nicht durch unsere höhere Erkenntnis entgehen wir den Schwierigkeiten. Zwar hat die Wissenschaft viel getan, aber das wäre eine erbärmliche Wissenschaft, die uns die weite, tiefe, geheiligte Unendlichkeit des Unbekannten verhehlen wollte — diese Unendlichkeit, über der das menschliche Wissen wie ein Nebel lagert.

In unserer Zeit muss erst der Prophet oder Dichter uns zurückführen zur Natur, muss uns lehren, die ärmlichen, nichtigen Umhüllungen und von Wissenschaft triefenden Redensarten abzulegen; in den alten Zeiten geschah dies durch die unbefangene Seele des Menschen selbst. Da empfanden die Menschen ihre ganze Ohnmacht und beteten den Stern an, der da aus der Ewigkeit wie ein Auge auf sie niederblickte. Anbetung ist übersinnliche Bewunderung, mass- und grenzenlose Bewunderung. — Eine grössere Bedeutung als die Anbetung eines Sternes, muss die eines Helden in sich schliessen. Verehrung eines Helden ist überschwengliche Bewunderung von ihm. Auch jetzt noch sind grosse Männer der Bewunderung wert, etwas anderes gibt es im Grunde garnicht zu bewundern. Jede Religion beruht auf dieser Bewunderung — nicht das Heidentum allein.

Unser Jahrhundert, so fährt Carlyle fort, ist ein Zeitalter, das zu verneinen bestrebt ist, Helden und grosse Männer seien wünschenswert. Man zeige unsern Kritikern einen grossen Mann wie Luther, so beginnen sie ihn zu „erklären", „ihm Mass zu nehmen" und ziehen endlich das Resultat, dass er doch nur ein ganz kleiner Geist sei; er war nur das Produkt seiner Zeit, alles tat die Zeit, er nichts. — Die Zeit ruft nie grosse Männer hervor, denn wir kennen Zeiten, die energisch genug nach einem grossen Manne schrieen und doch hatte ihn die Vorsehung versagt; da brach die Zeit in sich zusammen, weil der Retter nicht kam.

Auf der Insel Island sammelte einer der ersten christlichen Priester, Saemund, einige von den alten heidnischen Liedern, als sie grade anfingen vergessen zu werden, die wir heute unter dem Namen „ältere oder poetische Edda" zusammenzufassen gewohnt sind. Etwa 100 Jahre später stellte dann Snorro Sturleson, ein isländischer Edelmann, alles was er von der nordischen Mythologie wusste, in Prosa zusammen, die jüngere oder prosaische Edda.

Carlyle geht auf die nordische Mythologie im allgemeinen ein und hebt besonders die Figur Odins heraus. Für ihn hat die nordische Götterwelt etwas sehr Wahres, Grosses, Erhabenes. Eine rauhe Schlichtheit und offene Derbheit unterscheidet sie von der lieblichen Anmut der griechischen Mythologie. Die Ueberlieferung, die Zeit, ist ein gewaltiges camera obscura- Vergrösserungsglas. Wenn Liebe und Verehrung hilft, so wächst in der Erinnerung die Gestalt des grossen Mannes ins Riesenhafte. Und dann in dieser Zeit der Sage, der Dunkelheit, ohne Buch, Dokumente — wenn man das alles bedenkt, so findet man, dass nicht Unsinn und Wahnwitz, sondern dass Vernunft und Wahrheit in dem Glauben unserer Vorfahren lag.

Grimm, der deutsche Altertumsforscher, behauptet aus etymologischen Gründen*), dass ein Mann wie Odin überhaupt nicht existiert hat. In sprachlichen Sachen müssen wir uns vor Grimm beugen, aber selbst wenn wir

*) Diese Stelle, die Etymologie des Wortes Wuotan betreffend, beruht bei Carlyle auf einem Missverständnis; vergl. Carlyle, Centenary Edition, V, London 1897, pg. 24 und dazu Jacob Grimm, Deutsche Mythologie I, 1875, pg. 109:

„Unzweifelhaft ist wol die unmittelbare abkunft dieses wortes aus dem verbum ahd. watan, wuot altn. vada, od, welches meare, transmeare, cum impetu ferri, bedeutet, jedoch nicht dem lateinischen vadere gleichgestellt werden darf, da jenem kurzes, diesem langes a zusteht. Mit vadere lässt sich das alts. ags. gavîtan zusammenbringen. Von Watan stammt das subst. wuot, wie μένος und animus eigentlich mens, ingenium, dann ungestüm und wildheit ausdrückt; im altn. ödr haftet noch ganz die Bedeutung mens oder sensus . . Hiernach scheint Wuotan, Odinn das allmächtige, alldurchdringende Wesen, qui omnia permeat; . . . . ."

als feststehend mit Grimm annehmen, dass Wuotan zusammenhängend mit dem lateinischen vadere d. i. die Kraft der Bewegung bedeutet, warum soll sie nicht auch einem Helden zugeschrieben worden sein, warum soll dieser Held nicht existiert haben? Wie nun der Mensch Odin dazu kam, als Gott verehrt zu werden, darüber lässt sich schwer ein Dogma aufstellen. Sein Volk kannte keine Grenzen in der Bewunderung für ihn; seine eigene Seele brannte in wildem Feuer und er fragte sich: was bist du? Wuotan! Und alle Menschen antworteten: Wuotan!!

2. Der Held als Prophet.

Muhamed, Islam.

(Vorlesung am Freitag den 8. Mai 1840).

Die Zeit ist unwiederbringlich dahin, da die Menschen einen ihrer armen Mitmenschen als Gott verehrten. In der historischen Entwickelung wird nun gewissermassen in der zweiten Phase der Heldenverehrung der Held nur als ein von Gott Inspirierter, als Prophet angesehen und verehrt.

Carlyle hat Muhamed gewählt, nicht weil er der hervorragendste aller Propheten ist, sondern weil er am freisten von ihm sprechen zu können glaubt. Ist er auch keineswegs einer der wahrsten Propheten, so ist er doch ein wahrer. Man hat Muhamed einen Betrüger genannt. Wie kann aber ein falscher Mann ein Steinhaus bauen, einen Bau errichten, der zwölf Jahrhunderten Stand hält und 180 Millionen Menschen Schutz gewährt? An Muhameds Lehren glaubt jetzt eine grössere Anzahl von Menschen als an irgend welche andere. Ein unwahrer Mann kann keine Religion gründen. Von einem grossen Manne ist es unglaublich, dass er anders als wahr sein sollte. Die Grundbedingung für einen grossen Mann ist, dass er aufrichtig sei. Nicht, dass er die Aufrichtigkeit besässe, die sich selbst aufrichtig nennt; sondern die grosse, tiefe, wahrhafte Aufrichtigkeit, die unbewusst und unbeabsichtigt eingreift. Wenn auch alle Menschen die Wahrheit des Universums vergessen sollten, der Held kann

sie nicht vergessen, überall starrt ihn ihr Flammenblick an, ein Entweichen ist unmöglich. Dies mag als grundlegende Definition eines grossen Mannes gelten.

Ist nicht von allen Akten für den Menschen die Reue die göttlichste? Das sich seiner Sündlosigkeit bewusste Herz kann keine echte Aufrichtigkeit kennen, der grösste Fehler ist, sich keines Fehlers bewusst zu sein.

Muhamed hat auch Fehler, aber die Einzelheiten verdecken oft den wahren Kern; im Grunde war Muhamed ein wahrer Mann.

Carlyle geht dann auf die geographischen Verhältnisse Arabiens ein, schildert die Bewohner, die er in mancher Beziehung dem jüdischen Volke vergleicht, gibt die Biographie Muhameds in kurzem Abriss und spricht über den Koran.

Was ist dies unergründliche Ding, in dem ich lebe, und welches die Menschen Weltall nennen? Was ist das Leben? der Tod? Was muss ich glauben, was tun? So hatte sich Muhamed gefragt, so fragen auch wir, so müssen alle Menschen fragen. Aber der Held hat das vor allen andern voraus und darin besteht das Alpha und Omega seines ganzen Heldentums, dass er durch den äusseren Schein der Dinge in die Dinge selbst hineinblickt.

So ist denn auch der Grundcharakter des Korans echt und wahr und aus Ueberzeugung geschrieben. Zwar haben ihn Kritiker wie Prideaux u. a. als Gaukelspiel ausgegeben, nur geschrieben, um Muhameds eigene Sünden entschuldbar zu machen und seinem Ehrgeiz zu frönen. Aber jedes tiefer blickende Auge wird in dem Verfasser des Korans die grosse rauhe Seele sehen, die mühsam, aber ernst nach dem rechten Worte sucht, es wird die ungestaltete Form des Buches verstehen, auch wenn viele Gedanken chaotisch durcheinanderfahren, denn die Absicht war edel und gross. In jedem Sinne ist der Koran aufrichtig zu nennen. Es spricht aus ihm ein starker, wilder, ungebildeter Verstand, Scharfblick, Herz — ein Mann, der das Zeug zu einem Dichter, Könige, Priester, zu jeder Art von Held gehabt hätte. Durch Muhamed ist

Arabien erst lebendig geworden, er brachte ein Wort, das die Araber glauben konnten und lange Jahrhunderte leuchtete das Land über einen grossen Teil der Welt. Der grosse Mann ist stets wie ein Blitz aus dem Himmel, die andern Menschen warten auf ihn wie Brennstoff: dann entflammen auch sie.

3. Der Held als Dichter.

Dante. Shakespeare.

(Dienstag den 12. Mai 1840.)

Des Helden Verehrung als Gottheit, als Prophet, ist ein Produkt alter Zeiten, die nicht wiederkehren. Eine Gestalt, die nicht vergeht, die allen Zeitaltern gehört, ist die des Dichters. Gemäss der Sphäre, in der er sich entfaltet hat, nennen wir den grossen Mann in verschiedenen Zeiten und Orten Held, Prophet, Poet. In der verschiedenen Sphäre ist der Ursprung der Unterscheidung des Helden als Prophet, König und Poet zu suchen und in der Art der Welt, in die er gesetzt ist. Aber dennoch kann man sich keinen wahrhaft grossen Mann vorstellen, der nicht alle Arten von Mensch sein könnte; in ihm steckt der Denker, der Politiker, der Gesetzgeber, der Philosoph zugleich. Die Hauptsache ist, dass sein Charakter gross sei, dass er ein grosses Herz und ein klarblickend tiefes Auge habe. Napoleon kann Worte sprechen, die wie Schlachten von Austerlitz wirken.

Während sich in unsern Zeiten die Begriffe Prophet und Dichter nicht decken, bedeuten sie in einigen alten Sprachen dasselbe: vates heisst zugleich Dichter und Prophet. Und in der Tat sind sie verwandte Begriffe, wenn man sie richtig auffasst, nämlich in bezug auf das Eindringen in das heilige Geheimnis des Weltenalls, in „das offene Geheimnis", wie Goethe sagte. Das offene Geheimnis, für alle offen und doch von fast niemand erkannt, von niemand ausser eben dem Propheten und Dichter, der die göttliche Idee der Welt erkennt und gesandt ist, um sie uns nachhaltiger bekannt zu machen, sie uns zu offenbaren. Als Teilhaber an dem offenen Ge-

heimnis sind Dichter und Prophet eins, und doch unterscheiden sie sich insofern, als der Prophet das heilige Geheimnis mehr von der moralischen Seite auffasst als Gutes und Böses, Pflicht und Verbot, während der Dichter es mehr von der Seite, die die Deutschen die ästhetische nennen, in Betracht zieht.

Es gibt im letzten Grunde keinen vollkommenen Dichter. Ein Funke der Poesie schlummert im Herzen aller Menschen, aber niemand ist ganz Dichter. Indem wir ein Gedicht richtig auffassen, richtig nachempfinden, sind wir auch Dichter. Ein Mann aber, der so viel mehr poetische Kraft als andere in sich erzeugt, wird Dichter genannt; Weltdichter heissen solche, die sich über das gewöhnliche Niveau der Dichter erheben. Die meisten Dichter sind gar bald vergessen, selbst die edelsten wie Shakespeare und Homer können für ewig nicht im Gedächtnis der Menschen leben: ein Tag kommt, wo auch sie nicht mehr sind!

Es liegt eine tiefe und grosse Bedeutung in der alten volkstümlichen Erklärung der Poesie, dass sie metrisch sein, Musik in sich haben, Gesang sein müsse. Nur wenn eine Darstellung in Wahrheit musikalisch ist in Wort, Inhalt und innerstem Wesen, so wird sie poetisch sein, anders nicht. Ein musikalischer Gedanke kann nur von einem Gemüte gesprochen werden, das in das innerste Herz der Dinge eingedrungen ist, das sein innerstes Geheimnis erschlossen hat: die Melodie, die in ihm verborgen liegt, die innere Harmonie des Zusammenhangs mit seiner Seele. Alle tiefen Dinge sind Gesang.

Es mag scheinen, als wenn unsere Verehrung abgenommen hätte in der Reihenfolge: der Held als Gottheit, Prophet, Dichter; aber es scheint nur so; es ist dasselbe Mass von Bewunderung geblieben. Allerdings der zweifelnde Dilettantismus, der Fluch unserer Zeit, kann höchstens die Scheinbilder grosser Männer verehren; die meisten Menschen glauben nicht, dass es in Wirklichkeit grosse bewunderungswerte Menschen gibt.

Dante und Shakespeare sind Heilige der Dichtkunst und stehen in königlicher Einsamkeit allein. Niemand ist ihnen gleich, keiner kommt ihnen nahe.

Dantes Lebensgeschichte ist für uns ziemlich dunkel; so lange er lebte, fand er keine Beachtung. Auf der Erde ohne Heimat, suchte er die seine in der andern Welt und stimmte den mystischen Gesang an, den wir „Göttliche Komödie" nennen. Carlyle glaubt Dante sein höchstes Lob zu zollen, wenn er von seiner „Göttlichen Komödie" sagt, dass sie in jedem Sinne ein wahrhaftes Lied sei. In ihrem Tonfall selbst ist sie ein canto fermo; die Sprache, die einfache terza rima, hilft offenbar dazu. Man liest ganz natürlich im richtigen Rythmus weiter. Aber man kann hinzufügen, dass es garnicht anders sein kann, denn der Kern und das Wesen des Werkes ist selbst rhythmisch. Seine Tiefe, fortreissende Leidenschaft und Aufrichtigkeit machen es musikalisch; man gehe nur tief genug, Musik ist überall. Dabei liegt in ihm eine Kürze, eine Praecision: Tacitus ist nicht kürzer. Ein schlagendes Wort, dann Schweigen; sein Schweigen ist beredter als Worte.

Dantes Hölle, Fegefeuer und Paradies sind sämtlich Symbole, eine emblematische Darstellung seines Glaubens über dieses Weltall. Das Werk ist eine erhabene oder die erhabenste Verkörperung der Seele der Christenheit. Zehn schweigende Jahrhunderte hatten in Dante eine Stimme gefunden. Die Divina Comedia hat Dante geschrieben, aber in Wahrheit gehört sie zehn christlichen Jahrhunderten; nur ihre Vollendung ist das Werk Dantes. —

Wie Dante die Religion des Mittelalters, das innere Leben verkörpert, so stellt Shakespeare das äussere Leben Europas dar: sein Rittertum, sein Hofwesen, seine Launen, seinen Ehrgeiz u. s. f. Carlyle ist der Ansicht, dass die beste Urteilskraft nicht nur Englands allein, sondern die von ganz Europa, zu dem Schlusse kommen wird, dass Shakespeare das Haupt aller Dichter ist, dass er der grösseste Geist ist, der je geboren ist. Seit Shakespeares Zeiten ist Goethe der einzige, der an ihn erinnert. Auch von

Goethe sagt man, dass er den Gegenstand sah; man kann von ihm sagen, was er selbst von Shakespeare sagt: „Seine Charaktere sind wie Uhren mit Zifferblättern von durchsichtigem Glas; gleich andern zeigen sie uns die Stunden an, aber auch der innere Mechanismus ist sichtbar.“

Wenn man sagt, Shakespeare sei der grösseste Mann von Geist, so scheint alles über ihn gesagt zu sein. In ihm liegt etwas, das man einen unbewussten Geist nennen möchte, in ihm liegt mehr Tugend, als er selbst weiss. Novalis bemerkt sehr treffend, dass seine Dramen auch Naturprodukte sind, tief wie die Natur selbst. Es liegt eine grosse Wahrheit in diesem Wort. Grade das, was bei ihm am meisten Wert hat, ist ohne Absicht da; Shakespeares Kunst ist keine Künstelei. Sein Schaffen wächst heraus aus den Tiefen der Natur durch die edle aufrichtige Seele, die eine Stimme der Natur ist. Die spätesten Generationen werden neue Erklärungen über ihr eigenes menschliches Wesen in Shakespeare finden; die Natur belohnt die einfache, grosse, wahre Seele dadurch am meisten, dass dieselbe ein Teil der Natur selbst wird. Der grosse Mann ist auch hier, wie stets, eine Naturkraft: was wahrhaft gross in ihm ist, entspringt aus den unartikulierten Tiefen.

4. Der Held als Priester.

Luther; Reformation: Knox, Puritanismus.

(Freitag, den 15. Mai 1840.)

Innerlich sind alle Arten von Helden vom selben Stoffe. Auch der Priester ist ein Prophet in seiner Art, auch in ihm muss Erleuchtung sein; wie der Prophet der geistliche König ist, so ist der Priester der geistliche Leiter des Volkes. Luther und Knox waren ihrem Berufe nach zunächst Priester, die ihres Amtes treulich walteten. Es wird hier zweckmässig sein, sie in ihrer geschichtlichen Bedeutung zu betrachten: als Reformatoren. Es mag in ruhigeren Zeiten Priester gegeben haben, die ebenso wie sie ihrem Beruf in Treue dienten; aber in Zeiten des Sturmes und des Kampfes gilt der kämpfende, kriegführende

Priester, besonders für uns, die wir die Früchte dieser Kämpfe ernten. Diese beiden Männer sind unsere besten Priester insofern, als sie unsere besten Reformatoren sind. Ja, man kann fragen: Ist denn nicht jeder echte Reformator in erster Linie ein Priester? Er ist ein Seher, der durch das Aeussere der Dinge sieht, ein Verehrer der göttlichen Wahrheit in welcher Weise auch immer.

Für Dante war die menschliche Existenz und Gottes Leitung der Menschen gut dargestellt durch diese Malebolges, Purgatorios; für Luther aber nicht. Dantes Katholizismus konnte nicht bestehen, es musste mit Notwendigkeit Luthers Protestantismus folgen! Nicht weniger als irgend ein anderer Prophet ist Luther ein Zerstörer der Götzen gewesen. Die aus Holz und Wachs gefertigten Götter der Koreischiten waren Mohamed nicht verhasster als Tetzels Sündenvergebung, aus Tinte und Schafleder gemacht, dem Martin Luther. Da zeigt sich nun wieder die Eigenschaft des Helden, dass er die Wirklichkeit sieht, dass er durch den Schein ins wahre Wesen der Sache sieht. Der Protestantismus ist das Werk eines Propheten, eben des Propheten des XVI. Jahrhunderts, des Führers, der die Menschen zur Wirklichkeit zurückleitet.

Carlyle lässt nun in kurzen charakteristischen Zügen die Biographie des Bergmannssohnes folgen.

Grosse Kriege und Streitigkeiten folgten dem Protestantismus, aber Luther und sein Protestantismus ist unverantwortlich für diese Kriege. Seiner heiligen Pflicht lebte er, als er auf eine Falschheit, die ihn fragte: glaubst du mir? sein: Nein! antwortete. Dabei ist eine wichtige Tatsache, dass die Streitigkeiten nicht zum offenen Kampfe gediehen, solange Luther am Leben war. Das ist ein Beweis der Grösse in jeder Hinsicht. Selten findet man einen grossen Mann, der eine Bewegung gewirkt hat und nicht selbst darin umkommt. Luthers tiefblickende Urteilskraft, sein Schweigen, seine Mässigung und Duldsamkeit sind Kräfte, die ihm halfen, sich in der grossen Gährung auf-

recht zu erhalten. Er besass die sehr rechte Art der Duldsamkeit; er sieht das Wesentliche, das Unwesentliche mag gehen wie es will.

Seine Werke, 24 Bände in quart, sind nicht gut geschrieben, aber es spricht aus ihnen Adel und Tiefe der Gesinnung, Humor und zartes Gefühl. Luther hätte auch ein Dichter sein können, seine Lebensaufgabe war aber nicht, ein episches Gedicht zu schreiben, er sollte eines in Handlung umsetzen.

Carlyle nimmt Luther in gerechten Schutz vor dem kleinlichen Hohn und Spott, dass dieser grosse Mann wirklich an Teufel geglaubt habe. Er gibt zu, dass aus den Schriften und Aussprüchen Luthers klar hervorgeht, dass er an geistige Bewohner der Hölle fest geglaubt habe, aber daraus Spott und Hohn zu machen, sei ebenso verkehrt wie Luthers Mut mit blosser Roheit zu bezeichnen. Kein tapferer Mann als Luther lebte damals, tapfer im edelsten Sinne des Wortes. Den Mut eines Tigers schätzt man nicht; ein Tiger flieht vor einem stärkeren Feinde, er ist nur blutgierig und grausam. Aber Luther hat etwas Sanftes, Zärtliches, man hat die Empfindung, dass er einer unserer grössesten Mitbrüder ist. In seinen letzten Lebensjahren ist er trotz aller Siege nnd Triumphe doch lebenssatt und -müde; Gott allein nur, so meint er, könne den Gang der Dinge bestimmen und führen. Ihn möge Gott von seiner Arbeit erlösen. Wer da glaubt aus diesen Ideen Nachteiliges für Luthers Charakter erblicken zu müssen, versteht nur wenig diesen grossen Mann.

Für uns Engländer, so führt Carlyle weiter aus, ist eine der interessantesten Phasen der Reformationsgeschichte die des Puritanismus. Während in Deutschland die Reformation fast zu einem Streitspiel mit Argumenten herabsinkt, tritt in England der Puritanismus als echte Sache des Herzens in den Vordergrund. Man kann in mancher Beziehung behaupten, dass der Puritanismus die einzige Ausgestaltung des Protestantismus ist, die sich zur Höhe eines Glaubens erhoben hat. Obgleich mangelhaft und roh

an sich, muss man doch zugeben, dass der Puritanismus etwas sehr Wahres war. In der Geschichte Schottlands gibt es nur eine Epoche, die ein grosses Universalinteresse in sich schliesst: die Reformation von Knox. Ohne Knox und seine Reformation wären nicht James Watt, David Hume, Walter Scott, Robert Burns das, was sie waren; man findet in ihnen überall Knox wieder. Im Vergleich zu Luther ist zwar Knox ein kleiner, unbedeutender Mann, aber beide sind durchdrungen von tiefster Liebe zur Wahrheit, und an Aufrichtigkeit übertrifft ihn Niemand. Er hatte einen schweren Kampf ums Dasein zu bestehen, mit Päpsten und Fürsten zu ringen, als Galeerensklave musste er rudern, als Verbannter flüchten. Es war ein schwerer Kampf, aber er gewann ihn. Ein grosses Versehen hat er freilich gemacht in dem Bestreben Priester über Könige zu setzen. Er wollte eine theokratische Regierung in Schottland einführen, sein Bemühen war, die Verwirklichung der Bitte: Dein Reich komme! hier auf Erden herbeizuführen.

5. Der Held als Schriftsteller.

Johnson, Rousseau, Burns.

(Dienstag den 19. Mai 1840.)

Der Held als Gott, Prophet, Priester, Dichter sind Formen des Heldentums, die den alten Zeiten angehören; einige von ihnen können schlechterdings nie mehr in die Erscheinung treten. Ein Produkt der neuen Zeit ist dagegen der Held als Schriftsteller, und man kann behaupten, dass, so lange die Kunst des Schreibens und Schnellschreibens, die wir Druck nennen, bestehen wird, auch der Schriftsteller die Hauptform alles Heldentums sein wird.

Das Geistige bestimmt immer das Materielle und darum muss der Held als Schriftsteller für unsere wichtigste Persönlichkeit angesehen werden. Er sei wie auch immer, er ist doch die Seele des Ganzen und was er lehrt, wird die ganze Welt tun und befolgen. Betrachtet man sein Leben, so kann man einen tiefen Blick tun in das Leben der Jahrhunderte, die ihn hervorbrachten und in

denen wir selbst leben und wirken. — Wie es überall Echtes und Unechtes gibt, so gibt es auch echte und unechte Männer der Wissenschaft. Echt ist hier nur ein anderer Ausdruck für Held; der Held der Wissenschaft ist der höchste Beruf. Fichte, der deutsche Philosoph, hielt vor etwa 40 Jahren in Erlangen sehr bemerkenswerte Vorlesungen „Ueber das Wesen des Gelehrten". In diesen Vorträgen nennt Fichte den Schriftsteller einen Priester, der den Menschen fortdauernd das Göttliche enthüllt; der Schriftsteller lehrt alle Menschen, dass jede Erscheinung, die wir in der Welt sehen, nur ein Kleid ist für die göttliche Idee der Welt. Derjenige, der nicht ganz in dieser göttlichen Idee aufgeht, oder in ihr zu leben wenigstens strebt, ist kein Gelehrter, er ist ein Stümper, lehrt Fichte. Höchstens kann er ein Handlanger sein, wenn er in den Gebieten der Prosa arbeitet. In dieser „göttlichen Idee" scheint in den letzten hundert Jahren kein Schriftsteller tiefer wurzelnd gelebt und gewirkt zu haben als Fichte's grosser Landsmann: Goethe.

Drei grosse Männer des XVIII. Jahrhunderts sollen hier Aufschluss gewähren über den Helden als Schriftsteller. Zwar siegten diese Männer nicht wie Goethe, aber sie stritten tapfer und fielen im Kampfe. Berge von Hindernissen türmten sich gegen sie auf, sie konnten sich nicht zur Klarheit jener „göttlichen Idee" hindurchringen: Johnson, Burns, Rousseau. So leicht es ist, auf gebahnten Wegen zu wandeln, so schwer ist es, einen Pfad durch die Wildnis zu legen; viele kommen dabei um. Verwundern brauchen wir uns nicht, dass sie untergingen und nicht den Sieg errangen. Samuel Johnson war seiner Natur nach eine der grossen englischen Seelen, ein edler starker Mann. Grosse Seelen empfinden immer freiwillig Unterwerfung, Verehrung dessen, was über ihnen steht, nur die kleinen, niedrigen fühlen anders. Das Wesen der Originalität ist durchaus nicht darin zu suchen, dass durchaus etwas Neues in ihr liegen müsse; Johnson glaubte mit ganzer Seele an das Alte und meinte, die alten Ideen seien glaubhaft und

für ihn geeignet, in ihnen lebte er in wahrhaft heldenmütiger Weise. Johnson war für sein Volk ein Prophet, der ihm ein Evangelium predigte wie alle seinesgleichen es tun. Einen würdigeren Mann wie Johnson hätte in ganz England Boswell nicht finden können, vor dem er sich bewundernd beugte.

Rousseau kann man nicht einen starken Mann nennen, er ist kränkelnd, reizbar. Ihm fehlte auch das grosse Talent des Schweigens, er besitzt auch nicht Tiefe und ruhige überlegene Kraft in Schwierigkeiten, das erste Kriterium wahrer Grösse. Aber trotz aller dieser Schattenseiten hat er jene Herzensaufrichtigkeit, die den Helden ausmacht: er ist aufrichtig wie es keiner von den französischen Philosophen, aufrichtig wie selten es ein Mensch gewesen. Fast könnte man sagen: von einer beinahe zu grossen Aufrichtigkeit für seine sonst schwächliche, empfindliche Natur, die ihn auch in der Tat zuletzt in Widersprüche, fast in Wahnsinn geraten liess. In seiner Selbstsucht, in seiner Eitelkeit, in seinem Hunger nach Ruhm sind seine Fehler zu suchen. Seine Bücher sind ungesund, sie sind nicht wirklich poetisch. Es wäre gut gewesen, diesen Mann nicht auf die Welt zu hetzen und seinen Hass zu erregen. Obschon in seine Dachstube gesperrt, als Wahnwitziger verlacht, dem Hungertode preisgegeben wie eine Bestie im Käfig — konnte dieser Mann doch nicht niedergehalten werden. Die Welt brachte er in Aufruhr: die französische Revolution fand in ihm ihren Evangelisten.

Robert Burns trat ins Leben unter den möglichst ungünstigsten Umständen. Hätte er das, was er geschrieben hat, in der allgemeinen englischen Sprache geschrieben, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass er allgemein als einer der grössten Männer Englands erkannt und anerkannt worden wäre. Seine Schriften sind nur ein winziges Bruchstück von ihm und dennoch kann man aus ihnen die begabteste Seele Englands erkennen. Auch Burns Haupteigenschaft ist Aufrichtigkeit in seinem Dichten wie in seinem Leben. Die merkwürdigste Epoche seines Lebens

ist jener Besuch in Edinburg. Erst im Glücke zeigt sich die ganze Grösse eines Mannes, denn auf einen Menschen, der Glück ertragen kann, kommen hundert, die Unglück ertragen können. Niemals wurde vielleicht ein Mensch so sehr versucht wie Burns und hielt doch Stand wie er. Ihm ist der Rang nur „der Stempel der Guinee", nichts mehr. Sein Leben war tragisch. Die Leute kamen aus Neugierde, ihn zu sehen; weder Hass noch Liebe trieb sie, sie wollten nur ihr Vergnügen haben, und dabei ging des grossen Mannes Leben zu Grunde.

6. Der Held als König.

Cromwell, Napoleon. Die moderne Revolution.

(Freitag, den 22. Mai 1840.)

Das Königtum ist die letzte und wichtigste Form des Heldentums. Der König ist die Summe aller verschiedenen Figuren des Heldentums. Keine Wahlurne, kein Abstimmen, keine parlamentarische Beredsamkeit können ein Land glücklich machen oder es verbessern. Erst wenn der befähigtste Mann, auf den höchsten Platz versetzt, von Allen treu verehrt wird, ist eine vollkommene Regierung des Landes vorhanden. Dieser Mann wäre dann zugleich der Weiseste und Edelste, dessen Befehle die passendsten und weisesten wären; das wäre das Ideal aller Verfassung. Aber im Leben können Ideale nie vollkommen verwirklicht werden. Eine Annäherung an das Ideal ist auch nur erforderlich, damit müssen wir zufrieden sein. Niemand soll mit allzu grossen Ansprüchen, wie Schiller sagt: „mit dem Masstabe der Vollkommenheit das dürftige Erzeugnis der Wirklichkeit messen." In der Heldenverehrung liegt eine unvergängliche Hoffnung für die Weltregierung.

Jeder echte grosse Mann ist seiner innersten Natur nach ein Sohn der Ordnung, nicht der Unordnung. Es ist die Aufgabe eines jeden Mannes, Ordnung zu schaffen; das, was chaotisch wirr durcheinander liegt, zu ordnen und zu einer regelmässigen geordneten Sache zu gestalten. In

dieser Welt ist jede Menschenarbeit ein Schaffen von Ordnung. Aber tragisch ist es für uns, wenn unsere Arbeit im Bilderstürmen und im Vernichten besteht und doppelt tragisch für den grossen Mann, der noch mehr ein Mensch ist als wir. Als letzte Phase des Heldentums müssen wir nun die Geschichte Cromwells und Napoleons betrachten.

Der Puritanerkampf ist ein Stück jenes grossen allgemeinen Krieges, der im Grunde die Geschichte der Welt ist, nämlich des Krieges des Glaubens gegen den Unglauben. Er ist ein Kampf von Männern, denen das wahre innere Wesen der Sache am Herzen liegt, gegen Männer, die nur auf die äussere Form der Dinge sehen. Der Puritanismus konnte die hohlen, nichtssagenden, äusseren Formen nicht ertragen, aber wie die Körper der Puritanerführer, so wurde der Puritanismus an den Galgen gehängt. Wie jede wahre Arbeit eines Menschen aber sich vollenden muss, mag man den Urheber an welchen Galgen auch immer hängen, so reifte auch das Werk des Puritanismus seiner Vollendung entgegen. Allmählich wurde das Ansehen der Puritaner besser, ja, sogar für eine Art von Helden gelten jetzt Eliot, Hampden, Pym, selbst Ludlow, Hutchinson und Vane. Nur ein Puritaner, unser armer Cromwell, hängt immer noch am Galgen und nirgends scheint er einen aufrichtigen Verteidiger zu finden. Und doch ist Oliver Cromwell, der rauhe geächtete Mann, der wahre Held; und alle die Theorien, die man von seinen Lügen und Heucheleien, von seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht aufgestellt hat, fallen in sich zusammen, wenn man sein Leben betrachtet. Bis zu einem Alter von 40 Jahren lebte er als Farmer, still, zurückgezogen, fromm. Seine späteren grossen öffentlichen Erfolge sind die ehrlichen Erfolge eines ehrlichen, aufrichtigen Helden, der ins Herz der Sache sieht. Hume's Theorie vom Fanatiker und Heuchler Oliver Cromwell ist gänzlich verfehlt. Man muss allerdings zugeben, dass Cromwell Ehrgeiz besass, aber jenen löblichen, unvermeidlichen, denn seine Beweggründe waren erhaben und gross.

Wie der Puritanismus der „zweite Akt“ des Protestantismus ist, so ist die französische Revolution sein „dritter Akt“. Die beiden gewaltigen Explosionen, der englische Puritanismus wie die französische Revolution erlangten ihren König, einen König, der durch kein Dokument Ansprüche auf den Thron erheben konnte. Napoleon ist unser zweiter moderner König, dem wir einige Aufmerksamkeit widmen wollen.

Napoleon ist durchaus nicht ein so grosser Mann wie Cromwell. Seine ungeheuren Siege sind nur hohe Stelzen, auf denen man den Mann stehen sieht. Napoleon besitzt nicht dieselbe grosse Aufrichtigkeit wie Cromwell, er hat eine viel geringere Art. Hume's Hypothese von dem Heuchler und Fanatiker liesse sich viel besser und mehr der Wahrheit entsprechend auf Napoleon als auf Cromwell anwenden. Napoleons Ehrgeiz ist durchaus seit Anbeginn tadelnswert.

Man muss unterscheiden das, was oberflächlich und das, was fundamental an der Aufrichtigkeit ist. Napoleon hatte eine Aufrichtigkeit; hinter jenen äussern Manövern lag ein gewisses instinktives Gefühl für die Wirklichkeit und für das auf Tatsachen Begründete. Erst als er die Kaiserwürde erlangt, als seine Siege in ganz Europa wiederhallten, und sich der arme Leutnant von La Fère als der grösseste aller Menschen erschien, erhielt das Quacksalbertum, die Lüge in ihm das Uebergewicht. Jetzt glaubt auch er an die Lüge und sein ganzer Napoleonismus wird eine Falschheit, eine Lüge. Darum konnte er auch nicht dauern. Deutschland erhob sich und schüttelte die erdrückende Last von sich. Von dem, was Napoleon tat, wird nur das bestehen bleiben, was er mit Gerechtigkeit tat, alles übrige war nur Rauch und Qualm. Nur was die Natur mit ihren Gesetzen heiligt, bleibt bestehen von diesem unserm letzten grossen Mann.

II. Emerson's Vorträge:

„Representative Men"

wurden zuerst im Dezember 1845 in Boston gehalten, darauf oftmals in England wiederholt. Erst 1850 erschienen sie gedruckt in Buchform. Folgen wir nun, ebenfalls in grossen Zügen, dem Gedankengang Emersons!

Repräsentanten.*)

1. Vom Nutzen grosser Männer.

An grosse Männer zu glauben ist natürlich. Durch den Glauben an grosse Geister wird unser Leben erfreulich und erträglich, wir streben darnach, an der Seite von Menschen zu leben, die besser sind als wir selbst. Aus dem Umstand, dass in einer Stadt der Erfinder der Eisenbahn wohnt, erwächst für die Bewohner eben dieser Stadt grosses Ansehen. Aber grosse Völkermassen, die vorwiegend aus Bettlern bestehen, sind widerwärtig, je mehr, desto schlimmer.

Denjenigen nennt Emerson einen grossen Mann, der in einer hohen Gedankensphäre lebt, zu dem sich Andere nur mit Mühe und Schwierigkeiten erheben; der wahrhaft grosse Mann braucht nur die Augen zu öffnen, um die Dinge im wahren Lichte und in ihren grossen Wechselwirkungen und Beziehungen zu sehen, während die Andern peinliche Verbesserungen machen und ein wachsames Auge auf viele Quellen des Irrtums haben müssen. Der ist gross, der das, was er ist, von Natur ist und uns nie an Andere erinnert.

Man kann beobachten, dass es Männer gibt, die durch ihre Taten und ihren Charakter Fragen beantworten, die

*) Die Begründung dieser Uebersetzung des Titels „Representative Men" folgt weiterhin.

nicht einmal zu stellen man imstande gewesen wäre. Ein Mann beantwortet eine Frage, die keiner seiner Zeitgenossen gestellt, und steht allein. Aber die Grossen sind uns nahe, beim ersten Blick erkennen wir sie. Was wirklich gut und gesund ist, ist belebend und wirksam.

Zwei Arten des Nutzens kann man annehmen, den wir durch bedeutende Menschen erfahren. Erstens den unmittelbaren Nutzen, der wieder geistiger oder materieller Art sein kann, und zweitens: den mittelbaren. Nur der letztere ist hoch anzuschlagen. In geistiger Weise dienen uns mittelbar die grossen Männer, sie haben eine symbolische oder repräsentativ stellvertretende Macht. Jakob Böhme und Swedenborg sahen, dass die Dinge symbolisch seien. Auch die Menschen sind symbolisch, repräsentativ: von Dingen und Ideen. Durch geheimnisvolle Sympathie und Neigung ist jeder Mensch mit irgend einem Teil der Natur verknüpft, deren Vertreter, Ausleger, Repräsentant er ist wie Linné für die Pflanzen, Dalton für die Atomformen, Euklid für Linien.

Jeder Sterbliche ist ein Opfer übermässiger Beeinflussung durch einen Mächtigern wie er selbst. Aber gegen die Uebermacht der grossen Geister kommt uns der Umstand zu Hilfe, dass die Schätze, die sie uns geben, nicht ihre eigenen sind. Sind wir von einer Idee begeistert, so schulden wir nicht Plato, sondern der Idee allein, deren Schuldner auch Plato war. Emerson bewundert die grossen Geister aller Arten: Caesar, Karl V. von Spanien, Karl XII. von Schweden, Richard Plantagenet und Bonaparte; er lobt jeden Menschen, der seine Lebensaufgabe würdig erfüllt, sei es nun als Minister, Kapitän oder Senator. Aber höher schätzt er denjenigen, der sich selbst und alle Helden vergessen machen kann, der dem Vernunftelement Eingang verschafft, das auf Einzelpersonen keine Rücksicht nimmt und den Individualismus zerstört. Solch ein Mann auf dem Throne würde ein Monarch sein, der seinem Volke eine Verfassung giebt, ein hoher Priester, der die Seelengleichheit predigt und seine Gemeinde von ihren barbarischen

Sitten der Huldigung befreit, ein Kaiser, der sein Reich entbehren kann.

Es scheint, als wenn wir nur einen grossen Mann brauchten, aber einen brauchen wir sicherlich. Ohne Plato müssten wir fast den Glauben an die Möglichkeit eines wahrhaft vernünftigen Buches verlieren. Unsere Aufnahmefähigkeit kennt keine Grenzen, und in der Gesellschaft grosser Geister werden alle weise, die Macht ihres Einflusses ist so bedeutend. Der Genius der Humanität ist der rechte Gesichtspunkt für die Betrachtung der Geschichte. Die Eigenschaften bleiben, die Menschen, die sie aufweisen, haben bald mehr bald weniger und schwinden dahin, aber die Eigenschaften bleiben im Geiste Anderer. Keine Erfahrung ist geläufiger als diese. Für eine Zeit lang erweisen unsere Lehrer uns einen persönlichen Dienst als Masstäbe und Meilensteine des Fortschritts. Einst waren sie Leuchten der Wissenschaft und ihr Antlitz berührte den Himmel. Dann kamen wir näher, sahen ihre Kräfte, Bildung und Grenzen und sie mussten andern Idealen Platz machen. Wohl den Namen, die so hoch bleiben, dass kein Strahl ihres Ruhmes ihnen geraubt werden kann. Erst wenn wir es aufgeben, jeden Genius als vollkommen originale Kraft anzusehen, wird er den herrlichsten und segenvollsten Einfluss auf uns ausüben können. Grosse Männer existieren, damit grössere ihnen folgen. Das Ziel der organischen Natur ist Verbesserung, und wer will es wagen, ihre Grenzen zu bestimmen. Des Menschen Bestimmung ist es, das Chaos zu zähmen, auf dass die Keime des Woltuns und der Liebe immerdar wachsen und gedeihen.

2. Plato oder der Philosoph.

Mit viel grösserem Rechte lässt sich das fanatische Lob, das Omar dem Koran zu teil werden liess, auf Platos Werke anwenden, als er sagte: Verbrennt die Bibliotheken, denn ihr Wert steckt in diesem Buche! Platos Ideen umfassen die Kultur der Völker, sie sind die Hauptquellen der Literaturen. Von Plato kommt alles, was von Männern

von Geist geschrieben und verhandelt wird; Augustinus, Kopernicus, Newton, Böhme, Swedenborg, Goethe sind alle seine Schuldner.

Plato ist die Philosophie und die Philosophie Plato: zugleich der Stolz und die Schande der Menschheit, denn weder Sachsen noch Römer vermochten neue Ideen seinen Kategorieen beizufügen. Dieser Bürger einer Stadt in Griechenland hat keine Heimat, kein Vaterland: seine erhabene Menschlichkeit geht über alle Schranken hinaus.

Plato nahm in sich die Bildung seiner Zeit auf — Philolaus, Timaeus, Heraclit, Parmenides, seinen Lehrer Socrates. Er bereiste Italien und Aegypten. Die breite geistige Grundlage befähigt ihn, als Vertreter der Philosophie dazustehen. Wie Plato dazu kam, Europa die Philosophie und fast die Literatur zu sein, ist das für uns zu lösende Problem. Das Wissen stand in seiner Gesundheit und in seinem Frühling da, die Kunst in jugendlicher Pracht und Schönheit. Man verfuhr mit dem pentelischen Marmor, als wenn er Schnee wäre, und die vollkommenen Werke in Architectur und Skulptur erschienen als ganz selbstverständliche Dinge, nicht schwieriger als heute ein Schiffsbau auf der Werft zu Medford. Das muss man als gegeben betrachten.

Die Naturphilosophen hatten, jeder in seiner Art, eine verschiedene Theorie von der Welt entworfen: Die Theorie von den Atomen, vom Feuer, vom Fluss, vom Geist, mechanische oder chemische Theorien. Plato, ein Meister in der Mathematik und bekannt mit allen Naturgesetzen, empfindet, daß diese, als sekundäre Ursachen, keine Theorien der Welt seien, sondern blosse Verzeichnisse und Listen. Daher stellt er dem Studium der Natur das Dogma voran: Lasst uns die Ursache erklären, die den höchsten Ordner leitete, das Weltenall hervorzubringen und zu bilden. Er war gut und für den Guten existiert kein Neid. Frei von Neid wünschte er darum, dass alle Dinge ihm so weit als möglich gleichen sollen. Wer, durch weise Männer belehrt, diese als die erste Ursache der Weltentstehung gelten lässt,

wird in der Wahrheit sein. Alle Dinge sind um des Guten willen da, und dieses ist die Ursache alles Schönen. Dieser Satz belebt und personifiziert seine Philosophie. Ein Schlüssel zur Methode und Vollkommenheit Platos ist seine zweimal in zwei Teile geteilte Linie. Nachdem er die Beziehung zwischen dem absoluten Guten und dem Wahren und die Formen der geistigen Welt erläutert hat, sagt er: „Laßt eine Linie in zwei ungleiche Teile geteilt sein. Teilt alsdann jeden dieser beiden Teile — von denen der eine die sichtbare, der andere die geistige Welt bedeutet — wiederum so, daß die beiden neuen Teile den hellen und dunklen Teil dieser Welt darstellen, so wird der eine von den Teilen der sichtbaren Welt die Bilder, die Schatten wie die Reflexe, der andere die Gegenstände für diese Bilder — also Pflanzen, Tiere, die Werke der Kunst und Natur, darstellen. Dann teilet die geistige Welt in gleicher Weise, der eine Teil wird die Meinungen und Hypothesen, der andere die Wahrheiten bedeuten.“ Diesen vier Schnitten entsprechen die vier Operationen der Seele: Vermutung, Glaube, Verstand, Vernunft. Wie jeder Pfuhl das Bild der Sonne wiederspiegelt, so stellt jeder Gedanke und jedes Ding uns ein Bild und eine Schöpfung des höchsten Gottes wieder her. Das Universum ist von Tausenden von Kanälen für seine Wirksamkeit durchzogen. Alle Dinge steigen und steigen.

Sokrates und Plato sind ein Doppelgestirn, das selbst die besten Instrumente nicht genau von einander zu trennen vermögen werden. Sokrates' Hauptfreude war das Disputieren; unter dem Vorwande nichts zu wissen, griff er die bedeutendsten Redner und Philosophen an, sie mit der Macht seiner geistigen Ueberlegenheit niederzwingend. Seine Gemütsruhe war durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringen, seine Logik scherzhaft und gemächlich. Stets bringt er seine Gegner in Zweifel und Verwirrung, aber stets auch weiss er den Ausweg.

Dieses Mannes Geist hatte Platos so empfängliche Seele ganz ergriffen, und notwendig trat darum Sokrates'

Gestalt in den Vordergrund der Scene als der geeignetste Interpret der geistigen Schätze, die Plato mitzuteilen hatte. Ein seltenes Glück war es, dass dieser Aesop des Pöbels und dieser Gelehrte im Talar sich begegneten, um durch ihre wechselseitigen Gaben einander unsterblich zu machen. Und doch verglichen mit der ewigen Natur weist sich Plato nur als eine philosophische Uebung aus. Der scharfsinnigste Deutsche, der begeistertste Jünger, könnte nie sagen, was eigentlich Platos Lehre war. Um aber Plato kennen zu lernen, muß man ihn nicht mit der Natur, sondern mit anderen Menschen vergleichen. Wie viele Jahrhunderte sind dahingegangen, und er bleibt unerreicht. Je länger man Plato studiert, um so mehr scheint sein Wert zu steigen. Der großäugige Plato brachte Licht und Schatten ins rechte Verhältnis je nach dem Genius unseres Lebens.

Plato: Neue Vorlesung*). Die moderne Wissenschaft hat es durch die Ausdehnung ihrer verallgemeinernden Bestrebungen verstanden, den Erforscher der Menschheit für den Mangel an geeigneten Individuen dadurch schadlos zu halten, dass sie dem Wachstum und der Vervollkommnung in den Rassen nachspürt; und durch das einfache Hilfsmittel, den gewaltigen Hintergrund zu erhellen, erzeugt sie im Menschen ein Gefühl des Behagens und der Hoffnung. Es scheint, als ob die Natur, wenn sie auf die hinter ihr liegende geologische Nacht zurückblickt, mit dem Erfolge, in fünf oder sechs Jahrtausenden fünf oder sechs grosse Männer, einen Homer, Phidias, Menu und Columbus hervorgebracht zu haben, in keiner Weise unzufrieden wäre. Aber wie bei den Rassen, so ist auch bei den Einzelwesen die Aufeinanderfolge etwas Bedeutungsvolles und Schönes, und Plato hat das Glück, in der Geschichte der Menschheit eine Epoche zu bezeichnen.

Platos Ruhm beruht nicht auf einer These, wie der von der Unsterblichkeit der Seele; er repräsentiert vielmehr

*) Bewogen durch die Veröffentlichung von Plato-Uebersetzungen in Bohn's „Serial Library", lässt Emerson anschliessend „ein Bulletin über Plato auf Grund der neuesten Forschungen" folgen.

das Vorrecht des Verstandes, die Gabe, eine jede Tatsache auf einander folgende Stufen zu erheben, und so in jeder Tatsache den Keim der Ausdehnung zu erschliessen. Diese Ausdehnungen liegen in der Welt des Gedankens.

Dieser älteste Goethe, alles Beschönigen und alles Falsche hassend, fand seine Freude daran, das Wirkliche auf der Grundlage des Zufälligen zu offenbaren und überall Verbindung, Fortdauer und Vertretung zu zeigen; er hasst die Vereinsamung; er erscheint in den Hütten der Armen gleich dem Gotte des Reichtums, in jedem von ihm berührten Dinge Kraft und Fähigkeit erzeugend.

Seine Definition der Ideen als das, was einfach, beständig, gleichförmig, und selbstexistierend ist, — eine Definition, die sie für immer von den Verstandesbegriffen trennt, bedeutet eine Aera in der Welt. Er war dazu geboren, die sich selbst entwickelnde Kraft des Geistes, die ohne Ende immer neue Endzwecke erzeugt, zu schauen. Eine Macht, in der der Schlüssel liegt, zugleich für die Einheitlichkeit und die Vergänglichkeit aller Dinge. Die Tatsache des Wissens und der Ideen offenbart ihm die Tatsache der Ewigkeit, und die Lehre von der Erinnerung gibt er als die wahrscheinlichste Erklärung. Man nenne das immerhin phantastisch — es macht nichts, die Verbindung zwischen unserm Wissen und dem Abgrunde des Seins ist dennoch eine Tatsache und dafür muss die Erklärung glanzvoll und grossartig sein.

Nirgends findet sich ein gesetzloses Teilchen, nirgends etwas Zufälliges in den Handlungen des menschlichen Geistes. Plato macht die Seele in der Natur heimisch, der Mensch ist für ihn der Microcosmos. Alle Kreise des sichtbaren Himmels entsprechen eben so vielen Kreisen in der vernünftigen Seele. Die Götter sind die Ideen. Pan bedeutet Rede und Offenbarung; Saturn: Betrachtung; Jupiter: die königliche Seele; Mars: Leidenschaft. Venus bedeutet Proportion; Kalliope die Seele der Welt; Aglaia: geistige Darstellung.

Nicht wie Pythagoras quälte Plato sich mit Institutionen ab; alle seine Schilderungen in der Republik müssen als mythisch angesehen werden, in der Absicht geschrieben, wenngleich oft auch in grellen Farben, seine Gedanken klar heraus zu arbeiten. Jeder, der neue Institutionen trifft, muss mit der Gefahr rechnen, für einen Charlatan gehalten zu werden.

3. Swedenborg oder der Mystiker.

Unter den hervorragenden Männern gehören diejenigen, die dem Menschengeschlechte am teuersten sind, nicht zu denen, die der Nationalökonom Produzenten nennt; sie haben nichts in ihren Händen; weder Korn haben sie gebaut, noch Brot gebacken, sie haben weder eine Kolonie ausgeführt noch einen Webestuhl erfunden. Eine höhere Art von Menschen in Achtung und Liebe der Menschheit sind die Dichter, die aus dem Reichtum ihres geistigeu Königreichs die Gedanken und die Phantasie der Menschen mit Bildern und Ideen nähren, die dieselben herausheben aus dieser Welt des Kornes und des Geldes. Ferner hat auch der Philosoph seinen Wert; er schmeichelt dem Intellekt des arbeitenden Menschen, indem er ihm neue Feinheiten erschließt und ihn neue Fähigkeiten lehrt. Aber es gibt noch eine Klasse von Menschen, die uns in eine ganz andere und neue Region einführt, nämlich in die Welt der Moral oder des Willens.

Alle Menschen werden durch das Heilige beeinflusst. Was der gewöhnliche Mensch durch die Erfahrung lernt, das ahnt gewissermassen der Mann von ausserordentlichen Geistesgaben voraus. Wenn Jemand nach dem Grunde dieser intuitiven Kraft fragen sollte, so müsste uns die Beantwortung auf jenes Gebiet führen, das Plato als „Erinnerung“ bezeichnet, und welches in der Seelenwanderungslehre der Braminen seinen Ausdruck findet. Der Weg, in den Bau und die Gesetze der Welt durch die Extase, wie diesen Zustand die Alten nannten, einen Einblick zu erhalten, ist schwierig und geheimnisvoll. Plotin nannte diese

göttliche Verzückung: Versenken des Einsamen in die Einsamkeit. μύησις, gleichbedeutend mit Schliessen der Augen ist das Wort, von dem unser „Mystik" hergeleitet ist.

In der modernen Zeit gibt es kein so bemerkenswertes Beispiel einer derartig nach innen gekehrten Seele als Emanuel Swedenborg, geboren 1688 in Stockholm. Dieser Mann erschien seinen Zeitgenossen wie ein Geisterseher, wie ein Elixir aus Mondscheinstrahlen; und doch hat er ein ebenso reales Leben geführt wie nur irgend einer. Und nun, da die königlichen Friedriche und Christiane in Vergessenheit geraten sind, beginnt Swedenborg in den Seelen von Tausenden aufzuleben. In Upsala ward er erzogen. Mit 28 Jahren wurde er auf Karls des XII. Veranlassung Assessor des Bergbaus, machte 1716 Reisen nach England, Holland, Frankreich und Deutschland, und beschäftigte sich bis 1743 wissenschaftlich. In diesem Jahre begann seine sogenannte Erleuchtung. Seine wissenschaftlichen Arbeiten hörten auf, und er begann, sich nur theologischen Studien zu widmen. Sein Ansehen wuchs, Königinnen, Edelleute liefen ihm zu, obschon die Geistlichkeit seinen Lehren sich widersetzte. Er ging öfters nach England, wo er 1772 in London starb.

Als ein Riesengeist liegt er wie ein Alp auf seiner Zeit, nicht verstanden von ihr, einen weiten Abstand verlangend, um recht gewürdigt zu werden. Sein Hauptverdienst, das seine einzelnen Erfindungen weit in den Schatten stellt, ist sein geistiges Ebenmass.

Seine Hauptlehren sind: von den Formen, von den Reihen und Graden, die Lehre vom Einfluss und von der Uebereinstimmung. Seine gedruckten Werke füllen mehr als 50 starke Oktavbände, zu deren Studium eine fast athletische Aufnahmefähigkeit gehört. Swedenborg liess sie 1734—44 drucken und seitdem blieben sie unbeachtet. Erst jetzt, nach einem Jahrhundert, fand er in Wilkinson einen Jünger, der seine Werke aus ihrem vergessenen Latein ins Englische übertragen hat.

Swedenborg's „animalisches Königreich“ ist ein Werk von grosser Bedeutung. Es wurde geschrieben in der hohen Absicht, Wissenschaft und Seele, die so lange von einander getrennt waren, zu vereinigen. Es war eines Anatomen Darlegung des menschlichen Körpers, im erhabensten, poetischen Style abgefasst. Nichts geht über die kühne und glänzende Behandlung eines sonst so trockenen Gegenstandes. Er sah die Natur, „wie sie sich durch eine ewige Spirale hindurchwindet, auf Rädern, die nie austrocknen, auf Axen, die nie knarren.“

Swedenborg begnügte sich nicht mit der üblichen Lebensführung. Von seinem 54. Lebensjahre ab kam in seiner Seele die gefährliche, aber in der religiösen Geschichte häufige Ansicht auf, dass er ein abnorm befähigter Mann sei, dem das Vorrecht eingeräumt sei, mit Engeln und Geistern unmittelbar zu verkehren. Nun sah er alles in Bildern, hörte alles in Dialogen und konstruierte es zu Ereignissen. Wenn er es versuchte, ein Gesetz möglichst klar auszudrücken, so nahm er zur Parabel seine Zuflucht. Seine Auffassung der Natur ist eine nicht rein menschliche und universelle, sondern eine mystische und jüdische. Aus jedem Gegenstande der Natur macht er einen theologischen Begriff — ein Pferd bezeichnet nach ihm sinnliches Verstehen, ein Baum die Wahrnehmung, der Mond bedeutet ihm Glauben, u. s. f.

Das Fehlerhafte in Swedenborgs geistiger Betätigung ruht in seiner theologischen Begrenzung. Nichts hat bei ihm die grosse geistige Freiheit universaler Weisheit, immer sind wir in einer Kirche. In dieselben theologischen Fesseln sind viele seiner Dogmen geschlagen. Auch seine Lehre von der Hölle und den Teufeln entspringt aus der verderblichen theologischen Beschränkung. Die Engel, die er uns schildert, geben uns keinen sehr hohen Begriff von ihrer Schulung und Bildung: sie sind alle Landpastoren! Wie ganz anders ist da Jacob Boehme! Mit warmem Eifer lauscht er den Lehren des Weltgeistes, während Swedenborg Klassen von Seelen kalt und erbarmungslos

unterscheidet, wie ein Botaniker seine Pflanzen scheidet. Swedenborgs geistige Welt steht zu der Erhabenheit der Wahrheit, mit der uns bereits menschliche Seelen bekannt gemacht haben, in demselben Verhältnis wie die üblen Träume eines Menschen zu seinem idealen Leben. Mag Swedenborg auch in den Himmel emporsteigen, mag er auch unter Engeln weilen, niemals spricht er doch in der Sprache des Himmels. Seinen Büchern fehlt eben die Melodie, die Bewegung, der Humor. Man kann annehmen, dass er in Zukunft nicht mehr gelesen werden wird; sein Name dürfte nur ein Name werden.

Trotz alledem, Swedenborg hat der Menschheit einen doppelten Dienst erwiesen: er begann mit dem wissenschaftlichen Experiment und seiner praktischen Anwendung; er beobachtete und veröffentlichte die Gesetze der Natur und gab sich in heiliger Frömmigkeit ganz seiner Freude und Verehrung hin. Das war sein erster Dienst. Wenn der Glanz zu licht war für seine Augen, wenn er in seliger Verzückung taumelte, so ist das Bild, das er sah, um so herrlicher wie auch die Wirklichkeiten des Seins, welche aus ihm hervorleuchten und die keine Schwäche des Verkündigers verdunkeln kann: sein zweiter, passiver Dienst, um nichts geringer als der erste.

4. Montaigne oder der Skeptiker.

Dies Leben gleicht einem Geldstück, das, hingeworfen, entweder Kopf oder Wappen aufzeigt. Jedes Ding hat zwei Seiten und steht auf der einen Seite zur sinnlichen Welt, auf der andern zu der moralischen in Beziehungen. Die Philosophie hat dafür die Ausdrücke: unendlich und endlich, relativ und absolut, scheinbar und wirklich. Jedermann hat eine angeborene Vorliebe für eine dieser beiden Seiten der Natur, die leicht zur Einseitigkeit führen kann. Einige interessieren sich für das tatsächlich zu Grunde liegende, sie nehmen die Unterschiede wahr: das sind die Männer des Talentes und der Tat, andere sehen überall die Identität: die Männer des Glaubens, der Philosophie, der

Einsicht. Beide Richtungen gehen zu weit; Plotinus glaubt nur an Philosophen, Fénélon nur an Heilige, Pindar und Byron nur an Dichter. Man lese die hochmütige Sprache, in der Plato und die Platoniker von all denen sprechen, die nicht ihren glänzenden Abstraktionen ergeben sind: die andern sind nur Ratten und Mäuse. Die Klasse der Schriftsteller ist auch stolz und exklusiv. Der Briefwechsel zwischen Pope und Swift schildert die Zeitgenossen als Ungeheuer und der Goethes und Schillers in unserer Zeit ist kaum milder.

Zwischen den Idealisten und Materialisten nimmt nun der Skeptiker eine Mittelstellung ein. Er findet, dass beide Richtungen im Unrecht sind, da sie in Extremen sich bewegen. Wenn für einen klaren Denker sich kein Grund findet, der ihn bewegt, sich für Ja oder Nein zu entscheiden, warum soll das Urteil nicht aufgeschoben werden?

Als Vertreter des Skeptizismus wählt Emerson Montaigne. Im Jahre 1571 zog sich Montaigne, nach dem Tode seines Vaters, 38jährig, von der Gerichtspraxis in Bordeaux auf sein Landgut zurück, wo die Gelehrtennatur in ihm die Oberhand gewann; nur nebenbei beschäftigte er sich mit der Landwirtschaft. Montaigne ist der freieste und ehrlichste aller Schriftsteller. Seine französische Freiheit geht oft in Grobheit über, aber jedes abfällige Urteil ist im voraus durch seine eigenen freimütigen Bekenntnisse vernichtet. Er hat grosse Abneigung gegen alle Beschönigung und Anmassung. Sein Leben am Hofe hat ihm glühenden Hass gegen alles Aeusserliche eingeimpft. Nur die freie Luft liebt er, das Natürliche, Einfache. Sein Styl zeigt keinen Enthusiasmus, er hält sich stets auf dem guten Mittelwege. Nur wenn er von Sokrates spricht, rötet sich seine Wange, und sein Styl wird leidenschaftlich. Im Alter von 60 Jahren starb Montaigne.

Das Werk von Montaigne hat die Welt in alle Sprachen übersetzt und 75 Ausgaben desselben sind in Europa gedruckt. Jeder Mensch gehört eine Zeitlang zu der Klasse der Skeptiker, die Montaigne vertritt. Skeptizismus ist die

Stellung des Gelehrten den besonderen Erscheinungen gegenüber, welche die Gesellschaft verehrt, welche aber seiner Ansicht nach nur ihrer Tendenz und ihres Geistes halber zu verehren sind. Der Standpunkt des Skeptikers ist das Vestibule des Tempels. Ihm ist es klar, dass unser Leben in dieser Welt nicht ganz so einfach zu erklären ist, wie dies Kirchen- und Schulbücher sagen. Er will zwar durchaus nicht Stellung gegen diese wohlmeinende Ansicht ergreifen, noch die Rolle des Anwalts des Teufels spielen, aber er behauptet: man kann zweifeln.

Die letzte Richtung, in die der Skeptizismus ausläuft, ist die moralische Empfindung, die nie ihre Ueberlegenheit einbüsst. Alle Gemütsstimmungen mögen immerhin versucht werden, und ihrem Werte nach, allen Einwänden ausgesetzt werden: das moralische Gefühl wiegt sie leicht auf wie nur irgend ein anderes. Dieses Gefühl gleicht einem Tropfen, der einem Meere das Gleichgewicht hält. Ein Mensch mit Gedanken muss den Gedanken, der der Vater des Weltalls ist, empfinden: dass die Massen der Natur unaufhörlich fliessen und wogen. Die Welt ist gesättigt mit Gottheit und Gesetzmässigkeit. Der Nachdenkliche ist zufrieden mit den Gerechten und Ungerechten, mit den Dummen und Narren, mit dem Triumph der Torheit und des Truges. Mit Gemütsruhe kann er die gähnende Kluft betrachten, die sich zwischen dem Ehrgeiz eines Mannes und seiner Tatkraft, zwischen seinem Wollen und seinem Können ausbreitet, und welche die Tragödie aller Seelen bildet.

5. Shakespeare oder der Dichter.

Grosse Männer sind mehr durch umfassenden Geist und die Höhe des Standpunktes, von dem sie herabschauen, ausgezeichnet, als durch Originalität. Sucht man die Originalität eines Mannes darin, dass er einer Spinne gleich, sein Netz aus seinem Innern herauswebt, so ist kein grosser Mann original zu nennen. Die wahre Originalität besteht auch nicht in der Verschiedenheit von andern. Mitten drin in den Ereignissen steht der Held,

und erst dadurch, dass er sieht, wo es fehlt, und das Verlangen der Menge teilt, erwirbt er Einsicht und Kraft, um ans Ziel zu kommen. Der grösste Genius ist zugleich der, der am meisten andern schuldet. Unseres Lebens Geist ist eifersüchtig auf alles Individuelle und will keinen einzelnen gross wissen als durch die Allgemeinheit. Jeder Meister hat seine Materialien bereitet gefunden, und seine Kraft lag in seiner Sympathie mit seinem Volke und in seiner Liebe zu diesem Material, das er verwendete. Welch eine Ersparnis an Kraft und welch eine Entschädigung für die Kürze des Lebens! Alles ist schon für ihn getan. Die Welt hat ihn weit auf den Weg gebracht. Das Menschengeschlecht ist ihm vorausgegangen; es hat die Berge abgetragen und die Schluchten gefüllt, die Flüsse hat es überbrückt. Die Menschen, Völker, Dichter, Handwerker, Weiber, sie alle haben für ihn gewirkt, und nun tritt er in ihre Arbeit. Nach alledem kann man behaupten: grosse geniale Kraft besteht nicht darin, durchaus originell zu sein, sondern darin, in vollem Umfange receptiv zu sein, die Welt alles tun zu lassen, und zu gewähren, dass der Geist der Stunde unbehindert durch die Seele zieht.

Shakespeares Jugend fiel in eine Zeit, in der das englische Volk dramatische Unterhaltung stark begehrte. Obschon der Hof wie auch die Puritaner dieser Neigung lebhaften Widerstand entgegenbrachten, war sie nicht zu unterdrücken, ebensowenig wie heute das Zeitungswesen selbst durch die stärkste Partei zu vernichten wäre. Es gab eine Menge von Stücken, deren Verfasser festzustellen zu den Unmöglichkeiten zählt. Es gab wenige Leser, aber um so mehr Hörer und Zuschauer, die sich um die Stücke selbst wenig kümmerten. Shakespeare sah, wie auch seine Zeitgenossen, in der Menge alter Stücke einen unbenutzten Vorrat, aus dem etwas zu machen sei. Der Dichter bedarf eines festen Untergrundes der Tradition, damit er in der rechten Weise wirken kann. Bei Shakespeare tritt es klar zu Tage, dass er nach allen Richtungen hin geistig entlehnte und im Stande war, alles zu benutzen,

was er fand; die Ausdehnung seiner Entlehnungen ist am besten aus Malone's fleissigen Berechnungen zu ersehen in Bezug auf den ersten, zweiten und dritten Teil von Heinrich dem Sechsten, in dem von 6043 Versen 1771 von Vorläufern Shakespeares geschrieben, 2373 von ihm Andern nachgedichtet und 1899 gänzlich sein Eigentum sind. Shakespeare erkannte, dass die Tradition eine bessere Fabel liefert, als die Erfindungskraft sie je erzeugen kann. Ein grosser Dichter, der in unwissenden Zeiten auftritt, saugt in seiner Sphäre alles Licht auf, unbekümmert darum, woher seine Quellen stammen. Eine Idee ist Eigentum dessen, der sie richtig verwenden kann. Alle Originalität ist also relativ. Es ist leicht zu sehen, dass das Beste, was der Genius geschrieben oder getan hat in dieser Welt, nicht eines Mannes Werk ist, sondern von der grossen socialen Arbeit vieler Tausender herrührt, die der nämliche Antrieb leitete. Und doch haben Malone, Warburton, Dyce, Collier ganz unnötig ihre Arbeitskraft verschwendet. Die gewaltige Einbildungskraft und Phantasie des Genius steht hoch erhaben über all den kleinen Zufälligkeiten und spottet aller Nachrechnung und mühsamen Konstruktion. In allen grossen Kunstwerken zieht der Genius gleichsam die Leiter nach sich, wenn das schöpferische Zeitalter dahingeht und einem andern Raum gibt, welches zwar die Werke des vergangenen sieht, aber umsonst nach ihrer Geschichte und Entstehung fragt.

Wie man in der Nähe nicht einen Berg in seinem ganzen Umfange erkennen kann, so bedurfte es eines Jahrhunderts, um Shakespeare bemerkbar zu machen. Und zwei Jahrhunderte nach seinem Tode begann erst eine Kritik, die ihm einigermassen gerecht wurde. Bis jetzt war es nicht möglich, die wahre Geschichte Shakespeares zu schreiben; er ist der Vater der deutschen Literatur: mit der Einführung Shakespeares durch Lessing in Deutschland, mit der Uebersetzung seiner Werke durch Wieland und Schlegel war der Aufschwung der deutschen Literatur ganz eng verbunden. Erst im XIX. Jahrhundert, dessen

spekulativer Geist eine Art lebendigen Hamlets ist, konnte die Tragödie Hamlet so bewundernde Leser finden.

Alle armseligen Aufschlüsse über Shakespeares äussere Verhältnisse vermögen kein Licht zu bringen in jene in ihm ruhende Erfindungskraft, durch welche er auf uns magnetisch wirkt. Wir sind sehr ungeschickte Geschichtsschreiber. Wir bringen alles an, was sich über die Eltern, über die Geburt, den Geburtsort, den Schulbesuch, die Schulgenossen, über Erwerb, Heirat, Herausgabe von Werken, Berühmtheit und Tod sagen lässt. Wenn wir aber mit diesem Gerede zu Ende sind, so sind wir darum doch noch lange nicht zum Verständnis des gottbegnadeten Genius gelangt. Shakespeare ist der einzige Biograph von Shakespeare; er kann nur zu dem Shakespeare in uns reden d. h. er wird uns nur verständlich, wenn wir mit ihm empfinden und denken. Shakespeare steht ebenso hoch über der Klasse der bedeutenden Autoren wie über der Menge; er ist unfassbar weise, die andern fassbar. Das Grosse sagt er gross, das Kleine klein. Er ist weise, ohne jede Beteuerung; er ist stark wie die Natur stark ist. Kein Stäubchen von Egoismus haftet Shakespeare an. Und eine noch köstlichere Eigenschaft besitzt er, ohne die Niemand ein echter Dichter sein kann: die Fröhlichkeit, die Heiterkeit der Seele — denn Schönheit ist ja des Dichters Ideal. Er liebt die Tugend um ihrer Anmut willen, er freut sich der Welt, des Mannes und des Weibes um des lieblichen Lichtes willen, das von ihnen ausgeht. Er ergiesst die Schönheit, den Geist der Freude und der Fröhlichkeit über die ganze Welt.

6. Napoleon oder der Mann der Welt.

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts ist Bonaparte bei weitem die bekannteste und berühmteste; diesen Vorrang verdankt er der Kraft, mit der er Gedanken, Meinungen und Bestrebungen der Massen tätiger und gebildeter Männer zum Ausdruck bringt.

In unserer Gesellschaft herrscht ein dauernder Antagonismus zwischen den konservativen und den demokratischen Klassen, zwischen denen, die ihr Glück schon gemacht und den Jungen und Armen, die ihr Glück noch machen wollen. Zu dieser letzten Klasse gehören alle Geschäftsmänner, die in Amerika, England und Frankreich und sonst in Europa wohnen, zu der Klasse der Fleissigen und Befähigten: Napoleon ist ihr Repräsentant. Er besitzt ihre Tugenden und ihre Laster, ihre Neigungen und Bestrebungen. Ihr Endziel ist reich zu werden.

Napoleon ist ein durchaus moderner Charakter; darin liegt das Interesse der Leser an seinen Memoiren und Anekdoten, dass sie zugleich auch des Lesers eigene Lebensbeschreibung sind, die er liest. Napoleon ist kein Heiliger, auch kein Kapuziner, wie er selbst sagte, aber er ist auch kein Held im besten Sinne. Bonaparte war der Abgott der grossen Masse, weil er in sich alle ihre Eigenschaften und Kräfte in hervorragendem Masse vereinigte. Er rang, grade wie jene grosse Menge, deren Repräsentant er ist, nach Macht und Ruhm, ohne jegliche Rücksicht auf Mittel und Wege. Er hatte ein für allemal auf alle Gefühle der Sentimentalität verzichtet und wollte sich nur durch das Werk seiner Hände und seines Kopfes helfen. An ihm war nichts Wunderbares, Magisches. Er war ein Arbeiter auf jedem Gebiet; nie ist er schwach und gleissnerisch; er hat sein natürliches Gefühl bewahrt. Er nannte sich selbst ein Kind des Schicksals, ein Geschöpf der Umstände. Seine wahre Kraft ruhte in der Ueberzeugung der Massen, dass er durch seinen Genius und seine Neigungen ihr Repräsentant sei, nicht nur wenn er ihnen schmeichelte, auch wenn er sie beherrschte, selbt dann, wenn er ihre Reihen durch seine Aushebungen decimierte. Unter ihm hatte sich das alte seufzende Frankreich in ein junges blühendes Ohio oder New-York verwandelt, und selbst als das Land geschwächt war, blieb es auf seiner Seite.

Emerson nennt Napoleon den Vertreter und Anwalt der mittleren Klassen der modernen Gesellschaft. Napoleon kannte

nur das Streben nach einer glänzenden Laufbahn; kein Bedenken in der Wahl seiner Mittel kam in ihm auf. Edler Gefühle war Napoleon nicht fähig. Obschon das am höchsten gestellte Individuum mitten in einem hochkultivierten Volke, hat er doch nicht die gewöhnliche Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit. Er ist ungerecht gegen seine Generale, egoistisch und habsüchtig. Er ist ein grenzenloser Lügner; und als er später auf einsamer Insel sass, scheute er sich nicht, kaltherzig Tatsachen, Daten und Charaktere zu fälschen, um seiner Geschichte einen theatralischen Anstrich zu geben. Gleich allen Franzosen hat er eine Vorliebe für Theatereffekte. Jede Tat, die Seelengrösse zeigt, wird durch diese Berechnungen vergiftet. Sein guter Stern, seine Ruhmbegierde, seine Meinung von der Unsterblichkeit, alles ist echt französich. „Ich muss blenden und in Erstaunen setzen. Wenn ich Pressfreiheit gewähren würde, so wär's mit meiner Macht in drei Tagen aus." Rücksichten kennt er nicht. Er hätte gestohlen, gemordet, vergiftet, wenn es sein Interesse erfordert hätte. Edelmut besitzt er nicht, nur gemeinen Hass. Kurz, er war keineswegs ein gentleman, sondern ein Schurke und Betrüger. Napoleons Leben war ein Versuch der Kräfte des Intellekts, frei von allem Zwang des Gewissens. Aber der Erfolg blieb aus. Gleich dem Rauch seiner Geschütze schwand alles dahin. Im Grunde war sein ganzes Wirken nichts als ein Selbstmord.

7. Goethe oder der Schriftsteller.

Es ist die Aufgabe des Schriftstellers, die Taten des wunderbaren Lebensgeistes, der überall wirkt und schafft, zu berichten, die Tatsachen in seinen Geist aufzunehmen, und eine Auswahl aus den hervorragendsten Erfahrungen zu treffen. Die Natur verlangt gebieterisch eine Darstellung. Alle Dinge sind dabei beschäftigt, ihre Geschichte zu schreiben. Jeder Mensch empfindet in sich das Verlangen, sich mitzuteilen. Ganz besonders ist dieser Trieb in dem Schriftsteller entwickelt. In jeder Unterhaltung wie in jedem Leid findet

er neue Stoffe, wie unser deutscher Dichter sagt: „Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide!“

Der Schriftsteller ist durchaus nicht eine rein zufällige Erscheinung, sondern ein organischer Geist, der von altersher in der Natur vorhergesehen ist. Die Gesellschaft hat ein sehr grosses Interesse an dem Wohlbefinden der Klasse der Schriftsteller, und es lässt sich nicht leugnen, dass sie ein sehr herzliches Willkommen intellektuellen Fähigkeiten darbringt. Es gab Zeiten, da der Schriftsteller eine geheiligte Person war. Aber wie kann er jetzt Schätzung erwarten, wenn er sich selbst nicht schätzt, wenn er in der Menge sich verliert!

Keiner unter den zeitgenössischen Schriftstellern scheint mehr dazu berufen, die Pflichten und Fähigkeiten des wahren Schriftstellers zu repräsentieren, als Goethe. Emerson nannte Bonaparte den Repräsentanten der politischen Bestrebungen des XIX. Jahrhunderts, Goethe ist ihm der Dichter eben dieses Jahrhunderts. Er ist ein männlicher Geist, der sich nie durch den äusseren Schein bestricken lässt, sondern stets aus der Natur seine Kraft schöpft. Etwas ist dabei wunderbar: er wohnte in einer kleinen Stadt, in einem ohnmächtigen kleinen Staate, zu einer Zeit, da Deutschland keine solche Rolle in der Welt spielte, um die Brust seiner Söhne mit Stolz zu erfüllen. Und doch ist keine provincielle Beschränkung in ihm; er ist ein freier, scharfblickender Geist.

Die Helena oder der zweite Teil des Faust ist eine Philosophie der Literatur, in Poesie umgesetzt. Die reflektierende und kritische Weisheit in diesem Werk macht es in Wahrheit zur Blüte seiner Zeit. In dem allumfassenden Geiste dieses Mannes lösten sich die vergangenen und gegenwärtigen Zeiten mit ihren Religionen, politischen Systemen und Denkarten in Urbilder und Ideen auf. Welche neuen Mythologien gingen durch diesen Kopf! Die Griechen sagten, Alexander sei bis zum Chaos vorgedrungen; Goethe kam, nur etwas später, ebenso weit, wagte sich noch einen Schritt weiter und kam unversehrt zurück. Goethe war die Seele seines Jahrhunderts.

Emerson meint, nicht eine Analyse von Goethes zahlreichen Werken geben zu müssen. Sie bestehen aus Uebersetzungen, Kritiken, Dramen, lyrischen und anderen Gedichten, literarischen Tagebüchern und Charakteristiken bedeutender Männer.

Wilhelm Meister, ein Roman, ist der erste in seiner Art; seine Bewunderer nennen ihn das einzige Abbild moderner Gesellschaft. Es ist ein Buch, über dem noch in mancher Beziehung ein Schleier schwebt. Manche Leser ziehen es dem Hamlet als ein Werk des Genius vor. Goethes Roman hat einen ebenso ungeschickten wie unmoralischen Schluss. George Sand hat in der Consuelo und ihrer Fortsetzung ein treueres und würdigeres Bild gezeichnet. Der Inhalt des Werkes ist: die Entwickelung eines Demokraten zum Aristokraten, beide Worte im besten Sinne verstanden.

Der Deutsche hat nicht das Glänzende des Franzosen, auch nicht das praktische Verständnis des Engländers oder das Abenteuerliche des Amerikaners, er besitzt jene Rechtschaffenheit und Schlichtheit, die sich nicht mit Oberflächlichkeit begnügt, sondern nach dem Grunde des Dinges fragt. Diese tiefwurzelnde Neigung zur inneren Wahrheit beherrscht auch Goethe. Man möchte nicht sagen, Goethe habe die höchsten Spitzen des Genius erstiegen, er hat nicht die höchste Einheit verehrt, er ist unfähig, sich dem moralischen Gefühl ganz zu unterwerfen. Goethe kann nie von den Menschen geliebt werden. Er liebt die Wahrheit um der Kultur, nicht um ihrer selbst willen. Mit der Frage: Was kannst du mich lehren? betrachtet er alles: Besitztümer, Rang, Vorrechte, Gesundheit, Zeit, sein eigenes Sein. Er ist ein Typus der Kultur, der Liebhaber aller Künste, Wissenschaften und Geschehnisse, künstlerisch, aber kein Künstler. Sein letztes Ziel ist die Eroberung der ganzen Natur, die Eroberung universaler Wahrheit.

Seine Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ ist ein Ausdruck der Idee, dass der Mann um der Kultur willen da ist, nicht um dessen willen, was er leisten kann,

sondern was in ihm geleistet werden kann. Als das Buch erschien, war diese Idee ganz neu in England und Amerika. Goethe fand eine Hyperkultur vor, in der jedes originelle Talent unter der Last der Bücher und mechanischen Hilfsmittel erdrückt werden musste; er lehrte die Menschen Herr zu werden aller dieser Dinge und sie sich dienstbar zu machen. Man muss ihn neben Napoleon stellen. Beide repräsentieren die Reaktion der Natur gegen alle toten Konventionen.

Die geheimnisvolle Aufgabe des Genius zeigt sich auch hier, nämlich: jede Fiktion zu zerstören, all unser Wissen in Wirklichkeit umzusetzen und als Erstes, Letztes und Höchstes: jede Wahrheit durch die Tat zu ehren."

III. Kritik der beiden Werke.

Während Carlyle mit hinreissendem Pathos den Hörer und Leser für seine Ideen zu gewinnen sucht, trägt Emerson ruhig und gelassen seine Anschauungen vor, nur von ihnen einen nachhaltigen Eindruck erwartend. 1. Aufn: der Vort

Von der Aufnahme der Vorträge Carlyle's berichtet uns Minto*): „These lectures made a sensation in fashionable literary circles, the rugged English, the Scotch accent, the emphatic sing-song cadence, combined with the loftiness and originality of the matter, drew crowds to hear the new prophet. „It was", said Leigh Hunt, „as if some Puritan had come to life again, liberalised by German philosophy and his own intense reflections and experiences." Carlyle selbst war, wie aus seinen Briefen hervorgeht, durchaus mit der Wirkung seiner Vorträge zufrieden.

Nicht so günstig schnitt Emerson ab, als er seine Vorträge in Amerika und England hielt. Professor Bush fühlte sich veranlasst, gegen seinen am 16. Januar 1846 im Odeon zu Boston gehaltenen Vortrag über Swedenborg sogleich in einer noch im selben Jahre erschienenen Broschüre Stellung zu nehmen, und auch die englische Kritik verhielt sich im ganzen mehr ablehnend als ermutigend. Auch Froude, Short Studies on Great Subjects Vol. II pg. 231 meint, (anno 1850) dass Emerson seinen Landsleuten nur einen geringen Dienst erwiesen hätte, als er nach Europa

*) William Minto, A Manuel of English Prose Literature, biographical and critical designed mainly to show characteristics of style. Edinburg and London ^{3} 1886 pag. 135.

kam, ausschliesslich um seiner Helden willen. Er hätte drüben bleiben sollen, und wenn er wirklich etwas Gutes hätte tun wollen, hätte er uns lieber etwas von seinen Hinterwäldlern in Kentucky und Ohio erzählen sollen. — Nach der Veröffentlichung der beiden Werke in Buchform (Carlyle 1841, Emerson 1850) erschien eigentlich erst die Hauptmasse der Kritiken und Besprechungen in Zeitschriften u. s. f. Aber trotzdem die Menge dieses Materials recht stattlich ist, hat man bisher nie die beiden Werke gemeinsam in Betracht gezogen, obgleich eine solche Untersuchung nicht gar so fern liegt.

Daher soll die Aufgabe der folgenden Blätter sein: die beiden Werke ihren Hauptideen nach kritisch zu untersuchen, ferner zu prüfen, ob und inwiefern Emerson durch Carlyle beeinflusst oder von ihm abhängig ist, und eventuell die Quellen, aus der Carlyle und Emerson geschöpft haben, festzustellen. Dabei werden die bisherigen Kritiken und die wenigen Einzeluntersuchungen mit berücksichtigt werden müssen.*) Hervorgehoben sei gleichzeitig, dass Einzeluntersuchungen über die meisten Vorlesungen wie über Plato, Burns, Rousseau, Napoleon, Goethe u. s. f. noch durchaus fehlen.

Carlyle's Ideen.

Carlyle gehört nicht zu den Männern der vorwiegend reinen Anschauung wie etwa Goethe, Schopenhauer; er betrachtet die Erscheinungen mehr historisch. Wohl einsehend, dass er seiner Aufgabe auf rein philosophischem Wege nur schwer Boden abgewinnen könnte, schlug er deshalb den historischer Untersuchung ein und ging bis in das Heidentum zurück, dort in der Gottheit die Urform des Helden erblickend. Ihm erscheint es ganz natürlich, dass der an Macht und Ansehen allen überlegene Mann Odin sich zur Gottheit auswuchs und er bringt alle möglichen Argumente an, den Leser von seiner Lehre zu über-

*) Die anonymen Besprechungen etc. in Zeitschriften sind nur ganz selten in Betracht gezogen.

zeugen. Aber nur der voreingenommene oder kritiklose Leser wird dem Autor vollkommen beipflichten können. Man wird ihm mit Recht entgegen halten können, dass zwar alles, was er von der Verehrung und dem Entstehen der Vergötterung Odins durch seine Mitmenschen sagt, sich nicht unglaubwürdig anhört, aber dennoch alles auf Hypothesen beruht. Und in der Tat, der ganze Vortrag über den Helden als Gottheit ist so sehr von Poesie durchweht, der Dichter spricht so sehr aus jeder Zeile, alles beruht so sehr auf lose schwebenden — wenn auch sehr geistvollen — Vermutungen, dass ein starkes Zweifeln nur berechtigt erscheint. Aber wo ein Kriterium hernehmen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen? Fehlen uns doch Dokumente und Nachrichten aus dieser Zeit, auf die wir uns in Bezug auf diese Frage stützen könnten, vollkommen! Und doch nicht so vollkommen, wie man wohl beim ersten Blick meinen könnte. Die alten heidnischen Germanen hatten ja eine Sprache; wie, wenn uns Worte, Begriffe Aufschluss gäben über diese Frage: waren die Götter, welche die alten Skandinavier verehrten, als Einzelpersonen gedacht? Konnte also je ein Mensch in der Anschauung der nordischen Religion zu solcher Höhe erhoben werden?

Jacob Grimm schon war geneigt, diese Frage zu verneinen und zu leugnen, dass Odin, der Mensch, je existiert hat. Wir besitzen nun aber eine Spezialuntersuchung: „Zur Geschichte und Herleitung des Wortes Gott“ von Oscar Schade*), in der der Verfasser aus dem Pantheon unserer germanischen Sprache die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Gott erschliesst. Es heisst dort pg 71: „Das altnordische godh war in den Zeiten des Heidenthums nur Neutrum und fast ausschliesslich im Plural in Gebrauch (Nom. Acc. godh, Gen. godha, Dat. godhum) als

*) Wissenschaftliche Monatsblätter. Herg. von Dr. Oscar Schade III. Jhgg. 1875, Königsberg 1875 pg. 70—79 (Die Abhandlung ist nur unterzeichnet O. S.).

eine der Bezeichnungen der göttlichen Mächte, wie ebenso auch regin und rögn, bönd, höpt als neutrale Plurale die göttlichen Mächte meinten, die rathschlagenden, regierenden, weltordnenden, bindenden Gewalten. Erst nach Einführung des Christenthums griff das Masculinum als Bezeichnung des einigen Gottes Platz."

und weiter pg. 75:

„Das heidnische Germanenthum verstand unter dem neutralen Plural guda die fügenden ordnenden Mächte in der den Menschen umgebenden Welt mit ihren Einflüssen und Wirkungen auf den Menschen selbst, auf sein Leben und sein Schicksal. Es waren nicht die elementaren Mächte, die er damit meinte, die zerstörenden, feindlichen, riesischen, es waren die Mächte einer geordneten, auch ethischen Welt, deren Erscheinungen im Einzelnen den Menschen wohl zuweilen hart und unfreundlich dünken mochten, die im Zusammenhang ihrer Wirkungen jedoch eine weise, milde, gnädige, gute Weltordnung bezeugten."

Daraus geht mit Evidenz hervor, dass unter dem Gotte nicht an einen Mann, niemals an ein Einzelwesen gedacht wurde; das sollte späteren Zeiten vorbehalten bleiben.*)

Erleidet so durch diese Erwägungen und Resultate objektiver, streng wissenschaftlicher Sprachforschung Carlyle's Theorie von Odin, dem Helden als Gottheit, einen argen Stoss, so bleibt um so fester das bestehen, was er nur leise angedeutet, aber dem Hörer und Leser unzweideutig nahe gebracht hat: Christus, der Held als Gottheit. Er hat diese Ansicht nicht unmittelbar ausgesprochen, — ob aus Scheu oder Taktgefühl sei dahingestellt — jedenfalls lauten seine Worte: „Heroworship, heartfelt prostrate admiration, submission, burning, boundless, for a noblest godlike form of Man, — is not that the germ of Christianity itself? The greatest of all heroes is One — whom we

*) Vgl. auch Möbius, Zeitschrift f. dtsch. Philologie I. Halle 1869, pag. 389—437.

do not name here! Let sacred silence meditate that sacred matter; you will find it the ultimate perfection of a principle extant throughout man's whole history on earth".[1])

Hätte Carlyle an Stelle Odins die Christusfigur gewählt, um seine Theorie klar zu legen, so hätte er sich wenigstens auf etwas fester gegründeten historischen Boden gestellt als dies bei Odin der Fall sein konnte. Freilich muss man zugeben, dass 1840 noch lange nicht die Zeit erfüllet war für derartige Ideen, stossen doch noch heute Ueberzeugungen, die Jesus als Menschen, als der Edeln Edelsten hinstellen, auf lebhaften, fanatischen Widerspruch. Gleich hier sei im Anschluss daran erwähnt, dass David Friedr. Strauss[2]) gleich Carlyle, aber offenbar unabhängig von ihm, den Kultus des Genius fordert als die wahrhafte Religion im Geist und in der Wahrheit. Mag er sich auch den Hass Vieler mit dieser Forderung zugezogen haben, es war ein hohes, kühnes Wort, das er gesprochen, dem zunächst nur, wie stets, der Welt Undank folgte und folgen musste, denn der Geist, der seiner Zeit um viele Jahrzehnte voraus eilt, braucht, je tiefer er ist, einen um so grösseren Zeitabstand zur richtigen Wertschätzung.

Im weiteren Entwickelungsgang der Geschichte geht nun nach Carlyle's Ansicht die Verehrung eines Menschen als Gottheit für immer verloren; an die Stelle des Helden als Gottheit tritt der Held als Prophet, als dessen Vertreter Carlyle Muhamed gewählt hat, um an dem konkreten Beispiel hier seine Theorie fortzuspinnen. Als die Haupteigenschaft, das Kriterium des echten Helden gilt ihm durchweg die Aufrichtigkeit: „sincerity." Nie gebraucht Carlyle den Ausdruck „truth", stets „sincerity" Aufrichtigkeit, die unbewusst hervorsprudelnde subjektive Wahrhaftigkeit, ohne Reflexion, ganz unmittelbar sich gebend wie die Natur selbst: „I should say sincerity, a deep, great,

1) Carlyle, Works V, Centenary Edition, pag. 11.

2) David Friedr. Strauss: Der alte und der neue Glaube. Leipzig, 1872, vgl. besonders pag. 293—366.

genuine sincerity, is the first characteristic of all men in any way heroic."[1]) Aber ein nicht minder wichtiges Merkmal des wahren grossen Geistes entwickelt er folgendermassen: „A Hero, as I repeat, has the first distinction which indeed we may call first and last, the Alpha and Omega of his whole Heroism, that he looks through the shows of things into things."[2])

Aufrichtigkeit und Durchdringen des äusseren Scheins, das sind die beiden Hauptkriterien des wahren Helden nach Carlyle; immer und immer wieder betont er diese beiden Merkzeichen, ohne aber aus ihnen eine Definition des grossen Mannes zu entwickeln. Wo kein wirklicher Unterschied wie bei rund und viereckig ist, meint er, müssten alle Definitionen mehr oder minder willkürlich sein, weshalb er sich denn auch auf eine Definition im strengen Sinne nicht einlässt.

Auch in der Vorlesung über den Propheten als Gottheit läuft viel Poetisches mit unter. Der Dichter in ihm ist nicht zu unterdrücken, er vermag nicht die Phantasie genügend zu zügeln und er entwirft nun dem Hörer und Leser Bilder, die einzig und allein auf persönlichen Empfindungen beruhen, so erzählt er, dass Muhamed strahlend schwarze Augen hatte und ein offenes geselliges Gemüt, dass sein Weib Kadijah, „wie wir uns einbilden können", seinen Lehren verwundernd und zweifelnd lauschte, und dass ihr Muhamed grenzenlos dankbar war, als sie ihm glaubte. Dieses Eindrängen der Phantasie äussert sich nun aber auch oft geradezu als störend, unverständlich, mystisch. Wenn er z. B. im Verlauf der weiteren Vorlesungen von „musikalischen Gedanken" spricht, wenn er sagt, dass alle tiefen Dinge Gesang seien[3]), wenn er behauptet „go deep enough, — there is music everywhere,"[4]) so sprechen alle diese Ausdrücke dafür, dass er der Phantasie allzu grossen

1) Carlyle, Works V, Centenary Edition, pag. 45.
2) Carlyle, a. a. O. pag. 55.
3) Carlyle a. a. O. pag. 83.
4) Carlyle a. a. O. pag. 91

Spielraum lässt und sich in Gefühlsstimmungen ergeht, die dem Leser nicht einen Finger breit die Sache näher bringen. Der schädliche Einfluss der deutschen romantischen Schule lässt sich hier nicht übersehen. Ja, die Einwirkung deutscher Romantik lässt sich sogar unzweifelhaft beweisen, sagt Carlyle doch selbst: „I said, Dante's Poem is a Song: it is Tieck who calls it „a mystic unfathomable Song"; and such is literally the character of it."[1])

Solche phantastischen Auswüchse beeinträchtigen denn auch Carlyle's Styl wesentlich; freilich ist Wordsworth's Urteil, wenn er, wie Nichol[2]) berichtet, wirklich gesagt hat: „No Scotch can write English, C. is a pest to the language" doch sehr übertrieben.

Gar zu lange dauert aber nicht die Verehrung des Helden als Prophet, an seine Stelle tritt der Held als Dichter. Dante und Shakespeare wählt Carlyle als Beispiele, und in begeisterten Worten preist er den Dichter der göttlichen Komödie und den Geist, der den Hamlet geschrieben. Den Grund, warum der grosse Geist zunächst als Gottheit dann als Prophet, dann als Dichter verehrt wird, sieht Carlyle in der den Helden umgebenden Sphäre. Jeder wirklich grosse Geist kann alle Arten von Mensch sein, Dante und Shakespeare hätten auch in anderer Weise sich heroisch erweisen können; die Sphäre bewirkt den Unterschied.

Es muss darauf hingewiesen werden, dass Carlyle sich hier zu Konzessionen gezwungen fühlt, die ihm im Beginn der ersten Vorlesung ganz fern liegen. Er sagt dort gleich im Beginn, dass die Zeit nie einen grossen Mann hervorgebracht habe,[3]) dass es Unsinn sei, von einem grossen Geist als „Geschöpf seiner Zeit" zu sprechen. Aber im Verlauf der Darstellung kommt er doch ohne „die Sphäre", die Zeitumstände nicht aus, und besonders beim Helden als Priester, als Schriftsteller und als König drängen sich mit

1) Carlyle a. a. O. pag. 90.
2) Nichol, Thomas Carlyle. London 1901 pag. 179.
3) Carlyle, Works V pag. 12 f.

zwingender Notwendigkeit Bemerkungen ein, die auf die Zeitumstände Rücksicht nehmen. Der grosse Fehler in der Theorie Carlyles vom Helden ist nicht darin zu suchen, dass er garnicht auf die Zeit und ihre Kultur Rücksicht nimmt, sondern nicht konsequent. Anfangs die Macht der Kultur vernachlässigend, bringt ihn der Gegenstand seiner Darstellung von selbst auf die richtige Fährte, aber nur ganz beiläufig und ohne den nötigen Nachdruck geht er auf die „Sphäre" ein. Ausserordentlich treffend sagt er von der Wirksamkeit Luthers, dass dieser Reformator nie den grossartigen Erfolg hätte haben können, wenn nicht schon in den Seelen von Tausenden Reformationsideen, wenn auch nur ahnungsvoll, unausgesprochen, vorhanden gewesen wären. Wir sind in der Lage zu erweisen, dass diese Ansicht richtig ist. Bei Albrecht Dürer u. a. finden wir lange vor dem 31. Oktober 1517 in Bildern unzweideutig Ideen angedeutet, die erst später in Tat und Wort umgesetzt wurden; und es liessen sich noch manche Beispiele als Belege dafür anführen, dass der Zeitgeist, die Zeit, in die der Mensch hineingeboren wird, für ihn von grosser Bedeutung ist und folglich auch für den Genius! Auf alle diese Umstände legt Carlyle aber nur wenig Wert. Luther, Knox, Johnson, Rousseau, Burns sind ihm vor allem die Helden, von innen heraus gewachsen, die Helden, die ihre Gaben von der Natur empfangen haben.

Hier muss nun aber Carlyle vor einem auf Missverständnis beruhenden Vorwurf der englischen Kritik in Schutz genommen werden. Morley*) behauptet, dass die Carlyle'sche Theorie vom Helden auf dem reinsten Individualismus beruhe „on purest individualism" und tadelt diese verkehrte Ansicht. In der Tat aber ist dies garnicht Carlyle's Meinung. Es muss ja zugegeben werden, dass Carlyle sehr stark den Helden als Einzelwesen hervortreten lässt, aber er kennt auch das Volk als Helden. Als Beweis seien drei Stellen angeführt:

*) Morley, Critical Miscellanies I pg. 135 ff.

„If hero mean sincere man, why may not every one of us be a Hero? A world all sincere, a believing world: the like has been; the like will again be, — cannot help being.*) Und zwei andere Stellen mit ähnlichen Ideen: vgl. Carlyle a. a. O. pg. 176 und pg. 45.

Der Held als Gottheit, der Held als Prophet — so weit stimmt Carlyle's Theorie mit dem geschichtlichen Gang. Aber nun folgt der Held als Dichter, Dante, Shakespeare, auf den wiederum der Held als Prophet — Knox, Luther, folgen soll. Da ist schon ein Zeitverstoss nicht wegzuleugnen. Aber noch ein anderer Umstand ist in der Carlyle'schen Disposition auffallend: der Unterschied, den er zwischen dem Dichter und dem Schriftsteller, dem „poet" und dem „man of letters" macht. Es liegt etwas Unorganisches in dieser Einteilung. Wenn er da im Beginn der Vorlesung über den Helden als Schriftsteller Fichte's Ansichten über „das Wesen des Gelehrten" einflicht, so wird nicht klar: will Carlyle hier über den Gelehrten sprechen oder über den Dichter oder den Schriftsteller, und was meint er streng unter dem Schriftsteller, wie und wo sind die Grenzen? Sind denn Rousseau, Burns, Johnson Gelehrte? Gehören sie nicht vielmehr dahin, wo Shakespeare hingehört? Bei gründlicher Ueberlegung lässt sich die Einteilung Carlyle's schlechterdings nicht aufrecht erhalten, sie ist zu willkürlich!

Carlyle's Gestalten von Odin an bis hinauf zu Cromwell und Napoleon kritisch zu betrachten, muss unbedingt Einzeluntersuchungen überlassen bleiben. Nur ganz kurz sei auf den Helden als König hingewiesen. Für Carlyle ist der Held als König die Summe aller andern Helden. Der Held als König ist Carlyle's Ideal. Der weiseste, beste, fähigste Mann soll den Thron einnehmen; wird dieser von allen treu verehrt, so ist die beste Verfassung des Landes geschaffen; diesen Mann zu finden ist die Aufgabe des ganzen sozialen Lebens.

*) Carlyle a. a. O. pg. 127.

Es ist zu betonen, dass Carlyle durchaus kein Pedant ist, der nun rücksichtslos dieses Ideal zu verwirklichen sich bemühte. Nur die Annäherung an dieses Ideal erscheint ihm notwendig und möglich, und gleich dem grossen von ihm so hoch verehrten Idealisten Schiller will er nicht die armseligen Produkte menschlichen Schaffens mit dem Masstabe der Vollkommenheit messen. — In den Zeiten der Revolution erblickt Carlyle sehr treffend das Suchen des Volkes nach einem Helden als König: Cromwell und Napoleon sind seine Beispiele, an denen er seine Ansichten erläutert. Auf einen Mangel in Carlyle's Heldenverehrung macht Morley[1]) nicht mit Unrecht aufmerksam: „The great reactionist is a type that is wholly dark to him. That a reactionist can be great, can be a lover of virtue and truth, can in any sort contribute to the welfare of men, these are possibilities to which he will lend no ear. In a word, he is a prophet and not a philosopher, and it is fruitless to go to him for help in the solution of philosophic problems."

Carlyle meint an der Reihe seiner Helden: Odin, Muhamed, Dante, Shakespeare, Luther, Knox, Johnson, Rousseau, Burns, Cromwell, Napoleon den Satz erwiesen zu haben, den er an die Spitze[2]) seiner Auseinandersetzungen gestellt: „The History of the world is but the Biography of great men."

Es liegt für den Unbefangenen etwas ausserordentlich Bestechendes und Einleuchtendes in diesem Satz. Herodot, Heraklit, Sokrates, Plato, Aristoteles, Phidias, Perikles u. s. f. die Weltgeschichte ist im Grunde nur die Biographie grosser Geister. Aber anstatt dieses von ihm angestrebte Schlussergebnis logisch aus der Geschichte zu entwickeln, stellt er es im Beginn seiner Darstellung als zweifellos sicher hin und nimmt dadurch leicht den kritiklosen Hörer und Leser von vornherein für seinen Satz ein.

---

1) John Morley a. a. O. Vol. I pg. 201.

2) Carlyle Works V, pag. 29, auch pag. 1, 13.